Bruchstücke
über
Kenntnisse von Pferden,
welche vorzüglich
die
Krankheiten dieser Thiere
betreffen,

herausgegeben
von
einem Husarenofficier.

Zweytes Heft.

Freyberg und Annaberg,
in der Crazischen Buchhandlung.
1794.

Einleitung.

Ich übergebe hier meinen Lesern den zweyten Heft meiner Bruchstücke über Kenntnisse von Pferden. Er enthält, so wie der erstere, weder eine Sammlung von Recepten, noch eine Menge von Namen und Unterabtheilungen von Pferdekrankheiten, die in der Roßarzneykunde so gewöhnlich geworden, so nachtheilig sie übrigens für die Wissenschaft selbst, so schädlich sie in vielem Betracht für das Thier sind, wenigstens außerordentlich leicht werden können. Er enthält aber meine Beobachtungen über die Natur dieser Thiere, über ihre Krankheiten, über die Zufälle derselben und über die Mittel, mit welchen wir die Natur unterstützen müssen, wann sie uns bedarf, wann wir ihren Wink dazu erhalten.

Die

Die Bruchstücke, welche ich hier liefere, sind nicht an einander gereiht, stehen in keiner Verbindung mit einander. Ich schrieb sie in dienstleeren Stunden zu meinem Vergnügen, zur Unterhaltung für andere nieder. Zu den Gegenständen, die ich hierzu wählte, gewann ich bald von dieser bald von jener Gelegenheit Anleitung und Stoff. Bald lieferten mir sie kranke Pferde bey der Schwadron, bald kranke Pferde meiner Freunde, die mich um Rath fragten, bald angenommene tief eingewurzelte, sich weit umher verbreitende Vorurtheile, die der Natur, die der Heilung der Mängel an diesen Thieren schnurstracks entgegen waren, und die ich aus Liebe zu meinem Vaterlande, aus Liebe zu meinen Cameraden, zu meinen Mitbürgern des Staats, aus Liebe zu den Thieren selbst zu verdrängen wünschte.

Es

Es sind meine Bemerkungen, die ich bey den Pferden, bey ihren Krankheiten, bey den Zufällen und Heilmitteln ihrer Krankheiten anstellte; es sind meine eigenen Begriffe, die ich mir von dem allem bildete. Ich unterwerfe sie der Kritik, der Untersuchung, dem daher entstehenden Beyfall oder Tadel meiner denkenden Leser.

Ich widmete die Stunden, in welchen ich dieses schrieb, der Rückerinnerung meines vorigen Metiers, den Wissenschaften eines Stallmeisters, in welchen ich in meiner frühern Jugend theoretischen und praktischen Unterricht genoß, welchen ich meine vorige Lebensepoche gewidmet hatte. Es sind abgebrochene Abhandlungen von den Wissenschaften eines Stallmeisters, die mir in dienstfreyen Stunden meines gegenwärtigen Metiers Unterhaltung und Vergnügen schafften, und die meinen jüngern Cameraden,

den, meinen Mitbewohnern des Vaterlandes nützlich werden können.

Mein von mir auf immer mit schuldigster Hochachtung geschätzter Lehrer, der Herr Professor in der Churfürstlichen Roßarzneyschule und Oberthierarzt Reuter zu Dresden, empfange hier meinen öffentlichen und thätigen und gebührenden Dank für seine weisen, gegründeten, faßlichen Belehrungen, die mir unvergeßlich sind, und die ich, nebst meinen Begriffen, meinen Bemerkungen, Versuchen und Prüfungen über die Pferde und ihre Krankheiten und Heilungen, meinen Lesern in diesen Bruchstücken mittheile.

Der dritte Heft dieser Bruchstücke wird dem zweyten bald nachfolgen, und vorzüglich Abhandlungen über Lähmungen, Satteldrücke und äußerliche Verletzungen der Pferde in sich fassen.

Gern

Gern unterwerfe ich diese Aufsätze der Prüfung und Zurechtweisnng einsichtsvoller Männer. Stark ist mein Wunsch, daß sie Kenner der Natur und der Krankheiten der Pferde untersuchen mögen. Auch ihr Tadel ist mir werth. Durch diesen gewinne ich, gewinnen in der Zeitfolge meine Leser, weil ich ihren Tadel benutzen und meine Fehler zu verbessern suchen werde. Besonders unterwerfe ich meine Bruchstücke einer solchen Prüfung und Zurechtweisung meiner Obern und meiner Lehrer. Auch werde ich diesen erstern, so wie auch meinem mir unvergeßlichen Lehrer, dem Chursächs. Herrn Oberbereuter Frank auf der Ritterakademie zu Dresden, nächstens eine kleine Broschüre über die Anfangsgründe der Reutkunst vorlegen können.

Ueber die militairische Reiterey, Beschläge, Dreßirung und Zäumung junger Pferde,

Pferde, nebst einigem Unterricht zum kleinern Dienste der leichten Cavallerie, bearbeite ich jetzt eine Anleitung für diejenigen, die sich der Cavallerie widmen wollen.

Der Beyfall meiner Obern und das Bewußtseyn, dienstleere Stunden vielleicht nicht ganz unnütz angewendet zu haben, ist meine gewünschte, mir nicht gemeine Belohnung.

Der Verfasser.

Erste Abhandlung.

Vom Spat.

Unter dem Namen Spat versteht man nichts anders, als einen widernatürlichen Auswuchs des Knochens und zwar an dem obern und hintern Ende des Unterschenkelbeins. Seine mehrere oder wenigere Erhöhung macht die Stärke und Grade des Spats aus; denn je mehr diese Erhöhung die Beugesenne in ihrer Wirkung klemmt und hindert, desto mehr wird das Thier mit dem Beine zucken. Glitschet die Beugesenne sogleich über die widernatürliche Erhabenheit des Knochens hinweg, so ist das Zucken am heftigsten. Man nennt dieß den Hahnspat oder Hahntritt. Je weniger dieser Auswuchs die Beugesenne genirt, desto minder ist der Spat.

Bey seiner Entstehung ist er schwer zu erkennen; nur dann erst wird er sichtbar, wann das

das Thier schon anfängt, bey dem Gange mit dem Fuße zu zucken.

Oft ist er erblich, und da er dieses ist, muß man sich hüten, dergleichen Hengste zum Beschälen zu gebrauchen. Am mehresten wird er durch das allzufrühzeitige Anstrengen der Pferde in ihrer Jugend hervorgebracht. Schwere Reuter, das Ziehen allzuschwerer Lasten, allzuheftiges auf die Hankschen Setzen auf der Reutbahne, zu jähes Pariren aus dem Galop und Carriere, sind die gewöhnlichsten und beträchtlichsten Ursachen davon. Durch diese Anstrengung werden die noch zarten Fasern der Kapselbänder, weche die Articulation des Sprunggelenkes umgeben, ausgedehnt und von ihrer Anheftung an die kleinen rauhen Erhabenheiten der Knochenenden losgerissen. Durch diesen Reiz dringen mehrere Säfte an diese Stellen, verdicken sich, werden callös und verhärtet. Je mehr nun dieser Auswuchs sich vergrößert und je näher er der Beugesenne kömmt, um desto vermehrter ist der Grad des Spates.

Alle

Alle Mittel, die man von jeher zu der Heilung des Spates anwendete, waren vergeblich. Man brannte mit einem rothglühenden Eisen die Stellen, wo man den Knochenauswuchs bemerkte, und dieß in der Meynung, durch die Hitze die hier versammelten Säfte zu verdunsten. Allein da man durch diesen Reiz nur noch mehrere Säfte herbey lockte, so wurde das Uebel ganz natürlicher Weise weit größer, als es zuvor gewesen war. Man versuchte auch den Knochenauswuchs wegzuschneiden. Allein auch dieses brachte die nehmliche üble Wirkung, wie das vorige Mittel, hervor und mußte sie hervorbringen. Man vermehrte durch den gemachten Schmerz den Zufluß der Säfte, und das Uebel nahm zu, anstatt sich zu vermindern.

Da der Spat größtentheils nur mehr das Auge, und zwar auch nur immer das Auge des Aufmerksamern beleidiget, als er dem Reuter gefährlich wird, so muß man diesen Fehler, der wohlgegründet ein unheilbarer Fehler zu nennen ist, mit Nachsicht und Geduld dem sonst guten und brauchbaren Pferde übersehen.

Man hat noch eine Art von Spat, die man Ochsenspat, oder auch sehr unrichtig Blutspat nennt. Da es bloß eine Ausdehnung der inwendigen hintern Schenkel-Pulsader ist, die in der Lehre des Blutsystems den Namen Schrankader führt, so däucht mir, es wäre besser, der Natur der Krankheit weit angemessener, wenn man es einen Pulsaderkropf, oder Pulsadergeschwulst nennte. Da diese Ausdehnung der Pulsader eben auch mehr oder weniger die Beugesenne in ihrer Wirkung hindert, so bringt sie auch jene zuckende Bewegung des Schenkels hervor, die man Spat nennt.

Die Cur dieses nicht ganz richtig genannten Spates ist eher möglich als des erstern. Zusammenziehende Mittel, das öftere Stellen des Thieres ins kalte Wasser, welches die geschwächten Theile stärkt, und ihnen ihre nöthige Schnellkraft wiedergiebt, wären wohl die passendesten, die hofnungsvollsten Mittel. Doch verspreche man sich, wenn die Pulsadergeschwulst schon alt ist, auch diese Heilung nicht gewiß. Und bewirkte man sie auch wirklich,

so

so würden doch bey der geringsten Anstrengung die Gefäße wieder in geschwächten Zustand verfallen, das Blut vermehrt hinströmen, den nöthigen Widerstand nicht finden und der Fehler vom neuen hervorkommen. Da diese Art des Spats noch weniger dem Reuter gefährlich wird, und nur mehr beym Anblick das Auge des aufmerksamen Beobachters beleidigt, so ist auch hier Uebersehung des Fehlers und Geduld das Beste.

Zwote Abhandlung.

Von der Mauke.

Die Mauke gehört unter die falschen Entzündungen, und ist eine eigne, eine specifische Krankheit der Pferde, die in den Fesseln besonders der Hinterschenkel hervorkömmt. Hier bildet sich eine bald größere bald kleinere Geschwulst, die mit Hitze, mit Spannung, mit Röthe, mit Schmerz begleitet ist. Ist der Schmerz, die Spannung, die Hitze bis zu einem gewissen Grad gestiegen, so bricht die

Mau-

Mauke auf. An den Haaren, welche die Geschwulst überziehen, schwitzt durch die Absonderungsgefäßchen eine gelbe stinkende Feuchtigkeit heraus, wovon sich die Tropfen an den Spitzen der Haare ansetzen. Nicht lange darnach wird der Schmerz, die Hitze, die Röthe heftiger, und die Oberhaut trennt sich; aus der Oeffnung fließt eine verartete, stinkende, gelbe, scharfe, dünne, fressende Jauche heraus, die wie Strahlgeschwür, wie verfaulter Harn riecht. Der Satz, welchen sie auf der Oberfläche des Schadens zurückläßt, ist schmierig.

Kömmt die Mauke von alten Wassergeschwülsten, von so genannter verschlagener Druse, von kranker, von verirrter Auswurfsmaterie her, so ist sie noch schlimmer. Am übelsten ist sie, wenn sich die versiegten Säfte im Fächergewebe verstanden, wenn sie verartet sind, die Theile verdorben haben.

In allen diesen Fällen fressen die Maukengeschwüre um sich; der Ort verliert die Haare so weit, als sich das Geschwüre erstreckt; es entstehen Straubfüße, Krebsmauken, fressende unheilbare Schäden.

Aus der kranken rohen Haut wachsen unzählige braune, bleyfarbige Warzen, die anfänglich wie Grütze, wie Hirsekörner aussehen, mit der Zeit aber wie Erbsen, wie Haselnüsse und noch viel größer werden. Hat das Uebel schon lange gewährt, ehe der Arzt gerufen ward; ist es mit Oelen, mit Salben, mit heissen schmierigten Umschlägen verkleistert; ist der Schaden aufs neue gereizt, blutend gemacht worden; hat sich die scharfe fressende Jauche schon unter die Sohle des Hufs (unter den Saum) gefressen: so sind alle Mittel vergebens, und das Thier schuht aus.

Die Jahrszeit, in welcher die Pferde am meisten an der Mauke leiden, sind das Frühjahr, der Winter und der Herbst. Am geschwindesten heilt dieses Uebel im Sommer, wo das Pferd auch am allerwenigsten damit geplagt ist.

Die Ursachen, welche diese Krankheit hervorbringen, sind vielfach. Bald erregen sie äußerliche Umstände, bald geben innere Veranlassungen dazu Anleitung. Zu den letztern gehö-

gehören alle Arten von Wassergeschwülsten, die von aufgelöstem Blute, von verdorbenen Säften abstammen; alle kritische Krankheitsmaterien, die sich im Körper verirren, die keinen Ausweg finden, die das Blut früh oder spät in das Fächergewebe der Schenkel leitet.

Die Krankheiten, in und nach welchen die Mauke eine gewöhnliche Folge ist, sind die Drusen, besonders die so genannte verschlagene Druse, der Wurm, veraltete Wiederrißschäden, Bauchflüsse, die von der Schwäche des Körpers herkommen, das Blut auflösen, abmatten, der Lebenstheile berauben.

Aus dem Grunde sind die jungen Pferde selten, die von mittlern Jahren öfter, und die alten am meisten zur Mauke geneigt. Die Gattungen von Pferden, welche zu dieser Krankheit die größte Anlage haben, genesen am spätesten davon. Besorgt sie kein guter Arzt, so lange sie heilbar sind, so verarten sie und werden nie geheilt.

Aeußerliche Ursachen, welche die Mauke am öftersten hervorbringen, sind Unreinigkeiten,

ten, sumpfigte, schmuzige Ställe, Ställe, wo der Harn keinen Abfluß hat, wo das Thier in einem steten Cloak steht, weil man thörigt genung zu glauben ist, daß dieses dem Thiere nütze und es wärme, daß dieser Zustand seiner Natur angemessen sey. Wie wenig kennt man doch, wie wenig studirt man doch die Naturgeschichte dieses Thieres, das so vielen nützet, so unentbehrlich ist, das so vielen Dank verdient! Man bekümmert sich vielleicht sorgfältig um die Naturgeschichte der Thiere, die aussser dem Vaterlande, unter dem entferntesten Klima, in einem ganz andern Welttheile wohnen, die uns nicht so geradezu nützen, die man nie sah, nie sehen wird; nur den Instinct der Hausthiere bemüht man sich nicht kennen zu lernen, die uns doch so viele Vortheile gewähren, die täglich für uns arbeiten müssen, stündlich uns nützen, die so oft den Stolz, den Ehrgeiz, die Pracht der Menschen erhöhen müssen, die oft aus Gefahren, die nicht selten sogar vom Tode retten, denen man die Erhaltung seiner Ehre und seines Lebens zu verdanken hat. Diese Thiere vergißt man, so nah und

so wohlthätig sie auch sind; man überläßt sie oft, und dieß ohne alle weitere Aufsicht und Fürsorge, der Wartung und Pflege solcher Knechte, deren Faulheit nur diesen Thieren Unreinlichkeit andichtet. Man beobachte das Pferd in der Freyheit, wenn es entfernt von der so oft schmuzigen Sclaverey der Menschen, in der freyen Natur sich selber überlassen lebt. Es übertrifft gewiß viele solcher Knechte, die es abwarten und pflegen sollen, an Reinlichkeit, Sauberkeit und Ordnung. Ich möchte wenigstens mit dem Pferde nicht umgehen, das die meisten Knechte nach ihrer Willkühr formten, dem sie Instinkt, Naturtrieb, Lebenserhaltung beybrächten. Es möchte oft schmuzig, faul, krank, unbrauchbar, widerspenstig seyn.

Fernere Ursachen zur Mauke geben kothige Straßen, enge, selten gereinigte Gassen in Städten, wo aller Schmuz aufs Pflaster, wenn noch welches da ist, geschüttet wird, Kälte, trockner beißender Schnee, Schnee, den eine feste gefrorne Rinde bedeckt, die beym Auftreten das Fesselgelenk reizt, das Ausrupfen und

tiefe

tiefe Abschneiden der Haare in und über den Fesseln, zu langer Fetsenhuf, Strahlfäule, Herbst- und Wintercampagnen und alles, was reizt, was Entzündung erregt.

Alle Maukengeschwüre, die von äußerlichen Ursachen entstehen, heilt man, wenn man die Ursachen von den Thieren oder die Thiere von den Ursachen entfernt, wenn man die Geschwüre von der Jauche, vom Kothe reinigt, womit sie die Maukenmaterie bedeckt, wenn man die Schäden weder reizt noch im Reinigen blutrünstig macht.

Alle Maukengeschwüre werden verschlimmert, die mit Oele, mit Fette, mit der Salbe von Schießpulver und Schmeer bedeckt werden; alle werden sowohl durch den Gebrauch eben genannter Mittel als durch das Reiben mit Strohwischen, diesem so gewöhnlich aber fehlerhaft angewendeten Mittel, ärger gemacht, als sie ihrer Natur nach sind.

Alle Gattung von Mauke kann weder Kälte, noch reizende Dinge, noch Hülfsmittel ertragen, die Feuerwärme enthalten. Das

nachfolgende Bad, welches erweicht, den Reiz mindert, verursacht Schmerz, wenn es ein wenig zu warm oder zu kalt angewandt wird.

Die besten Mittel, die ich zum Heilen der Maukengeschwüre weiß, die von äußerlichen Ursachen herrühren, sind Bäder von

Camillenblumen,
Hollunderblumen,
Pappelblumen, von jedem ein paar Hände voll,

in gemeinem Wasser gekocht, daß nach dem Durchseigen 4 Maaß zurückbleiben. Dieses Bad gebraucht man des Tages dreymal, indem man den leidenden Schenkel in ein hierzu verfertigtes Fäßchen oder Eimer jedesmal eine Viertelstunde stellt.

Die wirksamsten Arzneyen gegen alle Arten von Mauken, die von wässerigtem, dünnem Blute, von innerlichen Krankheiten, von Versetzung verdorbener Säfte, vom Wurmgifte, von Absatzgeschwülsten, von verschlagenen Drusen und andern ähnlichen Uebeln abstammen, heilt vorzüglich Reinlichkeit und Decocte von

Schier=

Schierlingskraut, eine Handvoll in einem Maaße Kalkwasser gekocht,

gemeinem Honig, zwey Unzen,

gereinigtem Sublimat, einem Gran.

Man wäscht damit öfters den Tag den leidenden Theil. So sind dabey auch sehr wohlthätig, Bäder von Bleyeßigwasser, reine Luft und Bewegung, die den Kräften des kranken Thieres angemessen ist, und innerlich folgendes Electuar, täglich zweymal und jedesmal 10 Loth gegeben.

Rad. Ipecac. ʒj
Terebint. venet. ℥iv
Pulv. Rad. Alth.
— — Enul. aa ℥x
— Crem. Tart. ℔ß
— Sal. commun. ℔j
Roob Sambuc. et Junip. ſ. q.
M. f. Electuar.

Wenn bey Maukengeschwüren die Haare aufstehen, wenn sie anfangen gerade zu werden, so ist es ein übles Zeichen; noch übler ist es, wenn sie sich verlieren, wenn die kranken Pferde straubfüßig werden.

Sind

Sind die Straubfüße veraltert, so folgen Warzen, die braun, ungleich, weich, hart, und bleyfarbig werden. Auf diese Warzen folgt der Krebs, und auf diesen ein für immer unheilbares Uebel.

Dritte Abhandlung.

Von Stollbeulen.

Die Stollbeulen gehören unter das Capitel der gequetschten Wunden, und sind nach der Größe, nach der Gestalt des quetschenden Körpers und nach der Structur des leidenden Theils selbst mehr oder weniger verschieden, mehr oder weniger schädlich. Am häufigsten kommen sie bey Pferden von mittlerer, von schlechter Roßart hervor. Besonders ist dieses Uebel den hollsteinischen Pferden eigen. Seltener sieht man sie bey den Gestüttpferden, seltener noch bey Spaniern, Türken, Arabern, Tartarn und Polen.

Die Benennung entspringt aus der Ursache und Folge des Schadens selbst. Der Stollen

len des vordern Eisens drückt, wenn der Stollen zu sehr erhaben oder das Eisen selbst zu viel auswärts gerichtet ist, die Gegend von dem obern Fortsatze des vordern Oberschenkelbeins. Die festen Theile in der Gegend des Druckes selbst verlieren ihre zurückwirkende Kraft auf die flüßigen; der verletzte Ort schwillt; die benachbarte Gegend wird hart, mehr oder weniger schmerzhaft, heftiger oder geringer entzündet, und nach der Menge der sich in das Zellgewebe ergossenen Säfte stärker oder leidlicher gesparrt. In der Folge verartet die ausgetretene Feuchtigkeit, und das gequetschte Fleisch stirbt ab. Es erhebt sich eine Beule an dem obern Fortsatze des vordern Oberschenkelbeins, der Schmerz verwischt sich, und es bleibt ein verarteter, verhärteter Klumpen Fleisch zurück, der nicht selten zu so einer Größe anwächset, daß er die freye Bewegung der Schenkel des Thieres hemmt.

So ernst als man auch von jeher bemüht gewesen ist, auf Mittel zu denken, diese Krankheit der Thiere zu heilen, so viel auch die meh-

resten Pferdeärzte Mittel dagegen wissen wollen, so oft man auch verschiedene Mittel, bald mit Unwissenheit, bald mit Kühnheit und stolzer Zuversicht auf untrügliche Weisheit, anwenden sieht, so selten wird man doch dieses Uebel ganz und ohne alle Rückkehr heilen. Das Beschmieren mit Oelen, mit Salben bleibt gemeiniglich so fruchtlos wie das Brennen, und selbst nach dem Schneiden erzeugen sich die Stollbeulen wiederum aufs neue. So lange die Ursachen ihrer Entstehung, der allzu hohe Stollen oder das zu weit gerichtete Eisen selbst, oder die üble angewöhnte Lage des Thieres, nicht abgeändert werden, so lange der Druck, die Quetschung des Thieres nicht abgeändert wird, so lange der Druck, die Quetschung fortwaltet, so lange kann man sich auch, nur mit Kindereinsicht die Sache überlegt, keine vollkommene Verbesserung denken, so lange müssen die üblen Folgen von genannten Ursachen sich immer gleich bleiben, wo nicht gar vermehrt werden.

Unter einer großen Menge von Mitteln, die ich anwenden sah, war keins von besserm Erfolg als:

Tinct.

Tinct. Canthar. ℥j
Spirit. sal. ammoniac. ℥ij
Balsam. vitae extern. ℥iv
Olei lini ℥xij
M. f.

Mit diesem Mittel bestreicht man den leidenden Theil von Zeit zu Zeit, und bleibt bey einer alten schon ganz veralteten Stollbeule dieses Mittel fruchtlos, so ist das einzige und immer sicherste Mittel, das Schneiden des Schadens, noch übrig. Jedoch muß diese Operation mit der äußersten Vorsicht gemacht werden. Man muß den Schnitt nie auf dem scharfen Rande des Fortsatzes vom Oberschenkelbein anbringen, weil durch die Bewegung des Knochens nach hinterwärts bey jedem Auftritte des Pferdes die Wunde stets offen erhalten würde. Am besten ist es, wenn man die Stollbeule an der äußersten Fläche des Schenkels schneidet, und, nachdem man die verhärtete Fleischmasse vermittelst eines Bisturis herausgeschälet hat, von beyden Seitenrändern der Haut etwas hinwegnimmt, daß nach der Heilung nicht so viele Furchen in der sonst über-

flüßig

flüßig weiten Haut zurückbleiben. Die Heilung des Schnitts bewirkt, wenn er gut angebracht ist, die Natur allein. Die ganze Operation selbst ist überhaupt nicht so gefährlich, als man öfters fürchtet, und dadurch verleitet wird, seine Zuflucht zu Mitteln zu nehmen, die das Thier nur noch mehr quälen, ohne es von dem Schaden zu befreyen.

Man hat eine Menge Mittel dieser Art, und Menschen von der niedrigsten Classe, ohne Kenntniß der Natur des Thieres, ohne die geringste Einsicht von dem Schaden und dessen Heilung, erwerben sich durch irgend so ein altes, ererbtes, verjährtes Recept das Ansehen und den Charakter eines Thierarztes. So wie man überhaupt fehlerhaft genug gewöhnt ist, den Thierarzt nach der Menge der Recepte, sie mögen nun herstammen, wo sie wollen, er mag Verstand und Erfahrung, sie am rechten Orte anzuwenden, haben oder nicht, zu schätzen. Man ist unbesorgt, ob der so genannte Thierarzt seine Recepte erkauft, oder ihre Wohlthätigkeit erprobt, ihre nutzbare Anwendung

selbst

selbst durchdacht hat oder nicht. Es ist dieß wohl ein nicht zu gar seltener Fall, daß man mit Recepten handelt, wie mit Produkten, wo die Größe den Werth, ausmacht, und bey welchen man den Preis nach der Menge von darinnen enthaltenen Ingredienzien zu bestimmen pflegt.

Vierte Abhandlung.

Von Gallen.

Man hat die Gallen in mehrere Unterabtheilungen gebracht, nehmlich in folgende:

1) Flußgallen,
2) Gelenkgallen,
3) Sennengallen,
4) Steingallen.

So verschieden indeß auch ihre Namen immer seyn mögen, so kommen sie doch alle in der Ursach ihrer Entstehung und der Krankheit selbst sehr mit einander überein. Alle haben eine Anstrengung und Schwäche der festen Theile und eine Anhäufung und Stockung der

flüssi-

flüssigen Theile zum Grunde. Die letztern verdicken sich, und es entstehen größere oder kleinere, zahlreichere oder wenigere merkliche Erhöhungen oder Punkte, welche man Gallen nennt.

Fünfte Abhandlung.

Von Flußgallen.

Die Flußgallen sind kleine weiche Erhöhungen, die an den vordern und hintern Schenkeln zu beyden Seiten der Unterschenkelbeine hervorkommen. Anhäufung und Stockung einer wässerigten Feuchtigkeit im Zellgewebe ist die Ursache davon. Zu ihrer Entstehung geben heftige Anstrengungen, besonders wenn die Thiere noch jung sind, als jähling es Pariren, Laufen lassen, Setzen über Gräben und Hekken, anhaltende Märsche, vorzüglich in gebirgigten Gegenden, schwere Reuter, Ziehen großer Lasten und dergleichen die sichersten und häufigsten Gelegenheiten.

Alles dieses ermüdet die Schenkel der Thiere, schwächt, erschlaffet ihre festen Theile, die nun nicht mehr so elastisch auf die flüssigen Theile wirken können. Diese häufen sich nun an, da überdieß nach diesen Theilen mehr Zufluß ist, wo die vermehrte Thätigkeit als Reiz wirkt. Die Fächer des Zellgewebes, wo in gesundem, in natürlichem Zustande nur ein feiner wässerigter Dunst befindlich ist, werden mit einer wässerigten Feuchtigkeit oder Lymphe erfüllt, die vermehrt aus den kleinen Enden der Pulsadern schwitzt, und die nicht in zureichender Menge von den kleinen einsaugenden Blutadern aufgenommen wird, als sie jene absetzen. Sie stockt, verartet, versetzt, verdickt sich, und bringt die kleinen wie Haselnüsse großen Erhöhungen hervor, die man Flußgallen nennt. Warum man ihnen den Namen Flußgallen gab, vermag ich nicht zu entscheiden, eben so wenig als ich bestimmen kann, was man im gemeinen Sprachgebrauch unter dieser oder jener Krankheit versteht, die man einen Fluß nennt.

Die Flußgallen sind nicht allzuschwer zu heilen; sie vergehen sogar oft durch Ruhe und Schonung des Thieres von selbst.

Bey Pferden von feiner Roßart, von edler Abkunft, als Tartarn, Barbaren, Spaniern und Pohlen, sieht man sie seltener als bey deutschen, dänischen, friesländischen Pferden. Am häufigsten kommen sie bey unsern hollsteinischen Pferden hervor, deren feste Theile von Klima, Wartung, Pflege und Nahrung schon überdieß schwach sind.

Zu ihrer Heilung rathe ich Ruhe und Stellen des Thieres in kaltes fließendes Wasser. Und sollten davon die Flußgallen noch nicht vergehen wollen, so gebrauche man ein Waschwasser aus Folgenden, mit welchem man des Tags oftmals die Schenkel wäscht.

Lixiv. Alcal. Mj.
Acet. vin. ℔j
Spirit. Camph. ℥viij
Unguent. Sap. c. Camph. ℥vj
Sal. ammoniac. ℥j
M. f.

Die

Die Engländer haben die Gewohnheit, ihre Pferde noch in gesundem Zustande zu brennen, um sie vor den Flußgallen zu schützen. Sie nehmen, nachdem sie das Thier geworfen haben, ein rothglühendes Eisen und brennen damit länglichte Streife längs der innern und äußern Seite des Unterschenkelbeins hinauf. Mir scheint diese Methode äußerst unweise und zweckwidrig, so wie auch höchst grausam zu seyn, da ich das Thier mit einer sehr schmerzhaften Operation quäle, um es vor einer Krankheit zu sichern, die noch nicht da ist, und um deren willen mir niemand Bürge seyn kann, daß sie kommen wird. Und dann ist diese Vorbauungsart, nach einer gesunden Vernunft und einer auch nur sehr schwachen Kenntniß von Physiologie beurtheilt, sehr fehlerhaft, ganz unzweckmäßig. Ich gebe durch dieses Mittel ja nur noch mehr Anlaß zu ihrer Entstehung, indem ich durch das Brennen die festen Theile nur noch mehr schwäche und zugleich dadurch einen heftigen Reiz errege, welcher vermehrten Zufluß der flüssigen Theile nach sich zieht. Nur etwas, das man wohl nicht anders als

große

große Unklugheit und nicht geringen Mangel an Kenntniß der Natur und der Krankheit selbst nennen möchte, kann dieses Mittel angerathen haben, das ich nur dann zu ihrer Heilnng anwenden würde, wenn die Krankheit veraltet und alle gelindere Mittel ohne Erfolg vorhergegangen wären. Der Gedanke, ich hätte nichts Unzeitiges, nichts Zweckwidriges gethan, hätte nicht ein Thier ohne Noth gequält, hätte nur dann Schmerz verursacht, wo er unumgänglich nothwendig wurde, würde mir wieder den Gedanken hervorbringen, ich hätte recht verfahren.

Sechste Abhandlung.

Von Gelenkgallen.

Am häufigsten sieht man die Gelenkgallen im Sprunggelenke hervorkommen. Ihre Entstehung setzt schon eine größere Schwäche und Anstrengung des Thieres voraus, als bey denen der Fall ist, welche Flußgallen genennet werden. Jählinges Pariren und allzustarkes übereiltes auf die

Hank=

Hankschen Setzen, besonders wenn die Thiere noch jung, die Gelenkbänder noch nicht fest, noch nicht elastisch genug sind, geben am öftersten die immer nicht genug bedachten und zu vermeiden wohl möglichen Ursachen zu ihrer Entstehung. Die Gelenkbänder werden dadurch erschlafft, ausgedehnt, ihrer Elasticität beraubt. Das Gliedwasser, das im gesunden Zustande nur mäßig und dem Raume der Gelenkkapsel gehörig angemessen da ist, wird durch den Reiz und die Nachgebung des Gelenkbandes vom Blute aus vermehrter dahin abgesetzt, und bringt jene kleinern, oft auch größern Erhöhungen hervor, die man mit dem Namen Gelenkgallen belegt hat.

Da, wie ich schon vorher erwähnet habe, eine größere Anstrengung und daher entstandene beträchtlichere Schwäche des Thieres zu ihrer Entstehung erfordert wird, besonders bey Pferden von guter feiner Roßart, so gehört auch viel mehrere Zeit als bey den Flußgallen dazu, den geschwächten Theilen ihre nöthige Schnellkraft, ihre erforderliche Elasticität, wie-

der zu geben. Und sucht man nicht gleich Anfangs bey ihrer Entstehung diese Gallen zu heilen, so hat man wenig gegründete Hoffnung, sie in der Folge mit Sicherheit vor allen Rückfällen zu curiren. Veraltet wird man sie selten oder nie aus dem Grunde heilen können, so daß sie nicht in kürzerer oder längerer Zeit, in geringerer oder größerer Menge bey einer wenigen Anstrengung des Thieres wieder erscheinen sollten.

Wachsen sie zu einer merklichen Größe an, so hindern sie den freyen Gang des Pferdes und können dem Reuter auch noch außer dieser Rücksicht gefährlich werden. Allemal sind sie Kennzeichen eines schon sehr gebrauchten oder wenigstens sehr schlaffen Pferdes.

Zu ihrer Heilung hat man, außer einer Menge von Salben und Waschwassern, deren Besitz und Wissenschaft oft den ganzen Reichthum und das einzige Bißchen Kunst eines seynwollenden und auch von der Einfalt so genannten Roßarztes ausmachen, auch die Operation des Schneidens und Brennens dieser kranken

Theile angerathen. Und wirklich verdient die letzte Operation alle Aufmerksamkeit. Sie vernichtet, wenn das Eisen von einer geschickten Hand geführet wird, auf einmal die Gallen, und sichert am gewissesten vor ihrer nochmaligen Entstehung. Die Operation selbst wird, nachdem das Thier geworfen ist, sehr leicht gemacht. Man nimmt ein rothglühendes messerförmiges Eisen und brennt damit etliche kreuzweisgehende Striche auf die Galle, nimmt aber das Eisen, welches nur rothglühend seyn darf, nicht sogleich weg, damit die Hitze die Anhäufung von Feuchtigkeit um desto eher verdunstend machen kann. Die gebrannten Schärfen, die nach der Operation zurückbleiben, sind nicht gefährlich. Durch das Ueberstreichen mit jeder erweichenden Salbe oder

Unguentum emolliens ℥ij.

unter welchem Namen man es in der Apotheke erhält, lösen sich die gebrannten Schärfen bald ab und der Schmerz wird verwischt. Ich rathe daher die Operation des Brennens als das zweckmäßigste, geschwindeste und vor aller

Wiederentstehung sichernde Mittel bey dieser Krankheit an. Doch, wäre man zu dieser Operation zu furchtsam, so versuche man vorher die Anflegung von folgender Salbe, von der ich in dem Churfürstl. Sächs. Marstall vielen guten Erfolg sah:

Tinct. Canthar. ℥j
Spirit. sal. ammoniac. ℥iij
Olei lini ℥vj
M. f.

Mit dieser Tinktur bestreiche man täglich die Gallen zweymal, früh und Abends, und stelle das Pferd vor jedesmaligem Bestreichen eine halbe Stunde in fließendes kaltes Wasser.

Sollte diese Tinktur die Heilung nicht bewirken, wie es nur bey sehr veralteten Gallen, wo sich die angehäufte Feuchtigkeit schon zu sehr verdickt hat, der Fall seyn könnte, so gebrauche man mit der Wechselung der kalten Bäder folgende Salbe. Man streicht die Gallen einen Tag um den andern mit dieser Salbe, doch jedesmal mit dem ganzen vorgeschriebenen Quanto. Um den andern Tag stellt man

das

das Thier in kaltes fließendes Wasser, und fährt so mit dem Gebrauch der Salbe und kaltem Bade bis zur gänzlichen Heilung fort.

℞. Unguent. mellan. ℥j

Bey dieser Cur, so wie überhaupt bey der ganzen Heilung der Gallen, muß man das Thier schonen. Es darf nur, um Bewegung zu haben, ausgeführt, wenigstens nur im Schritt geritten werden. Doch glaube ich bey dem richtigen Gebrauch dieses Mittels Bürge für ihre Heilung seyn zu können, wenn sie nicht ganz veraltet sind, da man, wie ich schon oben angerathen habe, das Feuer gebrauchen muß.

Siebente Abhandlung.

Von Sennengallen.

Die Sennengallen sind diejenigen kleinern oder größern Erhöhungen, die an dem hintern Ende der Vorder- und Hinterschenkel in der Kapsel, welche die Beugesenne umgiebt, hervorkommen. Die Ursachen ihrer Entstehung sind, wie bey andern Gallen, heftige Anstrengung,

gung, Ermüdung der Beugesenne und der sie umgebenden Theile. Es sammelt sich in dem Fächergewebe der Beugesennenscheide eine mehrere oder wenigere wässerigte Feuchtigkeit an, welche jene Erhöhungen hervorbringt. Nach anhaltenden langen Märschen sind sie, so wie die Flußgallen, bey schwachen schlaffen Thieren gewöhnliche Folgen. Auch ist die Cur in beyden Krankheiten sich ähnlich. Man muß eindringende, auflösende, zertheilende Mittel gebrauchen. Hieher gehört unter andern Folgendes, mit welchem man die leidenden Theile des Schenkels der Thiere zum öftern wäscht, ihnen mäßige Bewegung macht und es des Tages zweymal, früh und Abends, jedesmal eine halbe Stunde in kaltes fließendes Wasser stellt.

Gumm. Galban.
— Aff. foet. $\overline{aa}$ ℥ß
Sal. ammon. ℥j
Camph. ʒij
Sap. comm. ℥v
Solv. in Acet. comm. Mß
M. f.

Das

Das Feuer rathe ich bey dieser Art Gallen nicht an, weil bey dem Gebrauch die Senne leiden könnte, deren Verletzung eine üble Eiterung und Abstoßung des gebrannten Schärfs nach sich ziehen würde.

Achte Abhandlung.

Von Steingallen.

Diese Art von Gallen gehöret unter die Krankheiten des Hufs, von welchen ich in der Zukunft noch ganz besonders handeln werde. Ihren Namen erhalten sie von dem Drucke kleiner Steinchen, die sich oft und leicht auf Märschen, zwischen das Eisen und den Huf füttern, und welche durch den Reiz, durch den Schmerz, welchen sie verursachen, jene bläulichrothen Flecken auf der Gegend des Hufs, welche man die weiße Linie nennt, (wo die Hornblättchen in Fleischblättchen übergehen) hervorbringen. Nicht allemal aber entstehen sie von hineingefütterten Steinchen, oft entstehen sie auch vom Drucke des Eisens selbst. Im

Gan=

Ganzen genommen, kommen sie am häufigsten nach schlechtem Beschläge, nach diesem so oft daseyenden und doch so selten geargwohnten Uebel, hervor, wo der unwissende Schmidt, unbekannt mit der Natur, mit der Struktur des Hufs selbst, den Strahl, die Eckstreben, die Sohle auswirkt, folglich sehr starken Anlaß zu dem Einlaufen der Wände, Trachten und Ballen giebt, welche die immer empfindlichen Theile quetschen und drängen, und dadurch Reiz und Schmerz hervorbringen, der mehr Säfte in die beleidigten Theile lockt, als im gesunden Zustande dahin strömen, wodurch sich in jene Gefäßchen des Hufs, die nur bestimmt sind, weiße Säfte zuzuführen, rothe Blutkügelchen oder Farbetheilchen verirren, die sich ihrer Schwerkraft nach bis an das untere Ende des Hufs versenken und jene bläulichrothen Flecken bilden, die man beym Niederschneiden des Hufs gewahr wird.

Die Thiere gehen bey dieser Krankheit nur sehr unmerklich lahm, und dieß nur so lange, als die Ursache des Schmerzes fortwirkt oder

noch

noch nicht verwischt genug ist. Selbst bey gutem zweckmäßigem, der Natur und der Struktur des Hufs angemessenem Beschläge, und ohne daß sich ein Steinchen untergeschoben hätte, können Steingallen hervorgebracht werden. Auch starke, heftige, oft anhaltende Erschütterung reizt die feinern empfindlichern Theile des Hufs, und erregt dadurch Schmerz, Entzündung und örtliches Fieber. Der Zufluß geschieht nach den gereizten Theilen vermehrter, die Gefäßchen werden ausgedehnt, es gleiten rothe Farbetheilchen in die Fleischröhrchen des Hufs und bilden dann am untern Theile der Sohle die schon oben erwähnten bläulichrothen Flecken.

Zu ihrer Heilung ist die Wegschaffung der Ursache, welche sie hervorbringt, und die man sorgfältig zu erforschen hat, das erste und sicherste Mittel. Man untersuche daher genau, ob sich ein Steinchen zwischen das Eisen und die Hornsohle geschoben, und entferne dieses, oder sollte die Ursache schlechtes Beschläge seyn, so reiße man dieses ohne allen Zeitverlust her-

unter, und stelle das Thier, welche Ursache der Entstehung von Schmerz und Steingallen es auch immer seyn mag, in nasse, breyigte Leimerde bis über die Krone. Dieß wird den Huf erweichen und erweitern, Wände, Trachten und Ballen nachgebender machen, an deren Einlaufung so oft schlechtes Beschläge, lange Märsche, trockener harter Boden und oft eine eigne Anlage des Hufs selbst Schuld waren. Der Schmerz wird sich nun verwischen, die Lähmung sich verlieren, und der Huf, durch die feuchte Leimerde biegsam und nachgebend gemacht, wird um desto geschwinder herunter wachsen, da die Nahrungssäfte eindringen können, und in kurzer Zeit werden die Steingallen ganz gehoben seyn.

Nie befolge man so blindlings die Lehren und Rathschläge mancher Schmiede und so genannter Roßärzte, die, unbekannt mit der Ursache der Krankheit und ihren Folgen selbst, anrathen, die Steingallen auszugraben. Man erregt ja dadurch noch mehr Reiz, noch mehr Schmerz, als vorher da war, und ich habe erklärt, daß diese Krankheit, die Steingallen,

Folge

Folge von diesem Reize und Schmerze ist. Man würde sie um so vielfacher vermehren, als man glaubte sie zu verringern. Und doch ist dieses Mittel leider das einzige, das nach dem elenden Wahn vieler Schmiede und Roßärzte angepriesen und angewendet wird. Unverstän-ständige rathen es an, Kutscher und Reutknechte versagen ihm ihren hochunweisen Beyfall nicht, und nun traut man diesem Mittel, und so wird ein armes Thier — geheilt? bewahre! — ein armes Thier wird ohne Noth grausam gemartert. Und bey alle dem ist die stets wohlwollende, mütterlich sorgende Natur so ungemein gütig, so heilbar, daß sie nicht allein die Krankheit, daß sie auch die üblen Folgen der ganz unrecht angewandten Mittel überwindet. Kosteten steinere Denkmäler nicht so viel, und wären ihre Zeugnisse glaubwürdiger unter den Menschen, als sie es gewöhnlich sind: es wäre in der That nicht übel gehandelt, wenn man der stets wohlthätigen Natur Ehrensäulen, und den so oft marternden Schmieden und Roßärzten Schandsäulen, auch nur in Beziehung auf diese Krankheit, setzte.

Ich weiß, daß ich mich durch meine Behauptungen von der Cur der Steingallen nicht allein von der gangbaren Meinung der Unwissenden, ich weiß, daß ich mich auch von den Grundsätzen vieler sonst Erfahrner entferne. Allein ich bin mir es auch bewußt, daß ich mich nicht dadurch von der wahren richtigen Lehre der Entzündung und des Fiebers, nie von der Natur selbst entferne. Wie weit würden wir in Heilungen unserer Hausthiere gekommen seyn, wenn wir mehr auf die Natur Acht hätten, wenn wir beobachteten, wie die Natur die Gebrechen, die Krankheiten der wilden Thiere heilt! Thäten wir es mit sorgsam forschendem Geiste, wir würden ein Buch aufschlagen, das uns nicht mit elendem Rathe täuschte, das uns die Krankheiten, das uns ihre Ursachen, ihre Zufälle, ihre Heilungen kennen lehrte; wir würden klüger werden, daß wir die Hufe unserer Thiere nicht mit erkünstelten Hufsalben beschmierten, die zu gar nichts helfen, doch ja dazu helfen, daß sie den Beutel gemuthmaßter Roßärzte, großsprechender Quacksalber füllen. Die Natur fodert eine weit

weit weniger künstliche Salbe bey Entzündungen, bey Schäden dieser Theile. Auf allzu klüglich ersonnene, von hundert Ingredienzien verfertigte Huffsalben nahm der Schöpfer bey der Erschaffung dieser Thiere gewiß nicht Rücksicht. Die Natur fodert eine weit wenigere kostbare Huffsalbe: — feuchte Leimerde, kaltes Wasser verlangt sie zu allererst bey Krankheiten des Hufs. Wären wir fleißiger, die Pferde in wilden Stuttereyen zu studiren, wo sie in der Freyheit, entfernt von der Sclaverey der Menschen, sich selber überlassen sind, wir würden längst bemerkt haben, daß die Thiere bey eingelaufenen Wänden, bey Nageltritten, kurz, bey allen Entzündungen des Hufs in sumpfigte Wiesen, in Moräste, in fließendes Wasser giengen.

So wohlthätig sorgt der Instinkt, der Naturtrieb der Thiere selbst, den die Meisten von uns nicht kennen, sich nicht darum bekümmern, und doch Krankheiten der Thiere heilen wollen. Wohl uns, denn wir würden schon längst eine höhere Stufe der Roßarzneykunde erstiegen haben,

ben, wohl den Thieren, denn sie würden folternde Martern weit weniger empfinden dürfen, wenn wir den Instinkt der Thiere aufsuchten, wenn wir seine Kennzeichen verständen und darnach die Krankheiten der Thiere heilten!

Das Ausgraben der Steingallen ist eine von den widersinnigsten, von den verderblichsten Curen, die Unsinn jemals ersann. Man stelle die Thiere, die daran leiden, in feuchten breyigten Leim, in kaltes Wasser; das wird die Hüfe erweitern, das wird sie biegsamer, nachgebender machen als alle Hufsalben, das wird Reiz und Schmerz verwischen. Man lasse gut, nach den Gesetzen der Natur, beschlagen, daß Strahl, Eckstreben und Sohle gehörig mit den Wänden zur Erde kommen, und die Last des Thiers vertheilt wird. Thut man dieses und reutet man auf trocknem hartem Boden, bey großer Hitze, und auf Steinen und Pflaster mäßig, so wird man so leicht nicht über Steingallen klagen dürfen.

Neunte Abhandlung.

Von Koppen, Käcken, Aufsetzen.

Ich bin im Voraus überzeugt, daß nur wenige von den Thierärzten, die anderer Unwissenheit so nennt und eigner Stolz dafür hält, mit mir über diesen Gegenstand gleich denken werden. Ich weiß, daß ich mich durch meine in dieser Lehre geäußerten Gedanken der Feindschaft, wenigstens der schiefen Beurtheilung aussetzen werde, weil ich mich von der hergebrachten, gangbaren Meinung entferne, weil ich weder sage, daß das Käcken ansteckend ist, noch Mittel vorschlage, es zu heilen, weil ich im Gegentheil die gewöhnlichen Mittel, welche man wider das Koppen anräth, den Käckriem, das Abbinden des Pferdes von der Krippe, das Bestreichen der Krippe mit stinkenden dem Thiere widrigen Bestandtheilen, als untauglich, hülflos, ja sogar als schädlich erkenne, weil ich behaupte, daß die Thiere nicht Luft einsaugen, oder sich, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, voll käcken, weil ich vielmehr

sage, daß sie welche abdrücken, weil ich ferner sage, daß die Thiere erkranken, wenn man ihnen das Käcken hindert, nicht daß das Thier, nach der entgegengesetzten gewöhnlichen Meinug, an Krankheiten leidet, wenn es käckt, weil ich behaupte, daß die Windkolik, das Auslaufen der Thiere aus dem erstern nicht durch das letztere entstehe.

Freylich sind dieses alles solche Gedanken, die mich ganz von den seit Jahrhunderten gangbaren Meinungen über diesen Gegenstand entfernen, die mich bey vielen dem Verdacht der Neuerungssucht bloß stellen, über die ich so oft gefragt werde, und bey denen ich so wenig Beyfall finde, weil das bejahrte Alterthum des Gegensatzes, doch aber gewiß keineswegs die Natur der Sache selbst, wider mich spricht. Demohngeachtet aber wage ich es, freymüthig und öffentlich über eine Meinung zu sprechen, die ununtersucht von der großen Menge angenommen, geglaubt wird, deren Alterthum mir aber nicht hinlängliche Bürgschaft für ihre Wahrheit leisten kann, ich wage es, obschon

die

die Mehrheit der Stimmen der gangbaren Meinung beypflichtet, zu beweisen, daß sie falsch, daß sie ungegründet ist.

Seit mehrern Jahren beobachtete ich mit der möglichsten Aufmerksamkeit die Natur des Pferdes; seit mehrern Jahren bemühete ich mich sorgfältig, ihre Sprache, ihr Vermögen, ihren Schmerz und ihr Wohlbehagen zu entdekken, ihren Instinkt, ihre Neigung kennen zu lernen, und ich fand bey einer genauern Beobachtung, bey einer schärfern Prüfung, daß sich die Natur der Thiere ganz anders verhalte, als die vieljährigen Vorurtheile, welche man unter den Menschen von ihnen hat, es glaubend machen wollen. Mein mir unvergeßlicher Lehrer in der Thierarzneykunde, der mich aufmerksam auf Alles machte, was man gewöhnlich für richtig annahm, der mir Mistrauen gegen vieles einflößte, was man in der Roßarzneywissenschaft für ausgemacht wahr hält und empfiehlt, weil es das uralte Herkommen schätzt und schützt, empfange auch hier, wo ich ganz vorzüglich die ungemeine Wohlthätigkeit seines vortrefflichen Unterrichts gewahr

 werde,

werde, meinen schuldigsten Dank. Er lehrte mich die Natur der Thiere, ihre Krankheiten, ihre Zufälle, ihre Heilmittel und ihren Untergang kennen; er lehrte mich den Instinkt, den Naturtrieb, die Constitution der Thiere, wie sie sich in dieser oder in jener Jahreszeit verhalten, wie sie sich gegen ihre Feinde, gegen Ungemach, gegen Krankheiten schützen, kurz, er lehrte mich die reine wahre Naturgeschichte der Pferde kennen, gab mir folglich ein Bild, wie der Maler seinem Schüler giebt, wenn er ihm ein Blatt, einen Zweig, eine Blume zum Zeichnen vorlegt. Ich hatte in der Folge stete Gelegenheit, seine Lehren zu prüfen, die Richtigkeit derselben einzusehen, und mir aus der Natur neue Begriffe zu sammlen, die ich sonst in keinem Buche fand.

Auch das Koppen, das Aufsetzen bey Pferden fand ich viel anders, als es mich die Begriffe und Vorurtheile vieler belehren wollten. Ich wurde bey dem Käcken einen ganz andern Mechanismus gewahr, als man mir sagte. Ich beobachtete Pferde mit diesen Fehlern, ich sah, daß sie weder Luft einsogen noch verschluckten;

ten; ich bemerkte, daß das Auslaufen der Thiere, die an dieser Krankheit litten, nicht eine Folge des Käckens, daß es vielmehr eine Folge des unterlassenen oder verhinderten Käckens war. Ich fand und finde es noch täglich, daß das Koppen, so gewiß und so allgemein man auch dieses behaupten will, weder Angewohnheit der Thiere noch ansteckend ist. Ich fand, daß es Hang, Neigung, Stimmung, Constitution ihres geschwächten Dauungswerkzeugs selbst war, und aus diesem Grunde weder ansteckend, noch angewöhnt, noch dem einen Pferde von dem andern gelehret wird, sobald dieses nicht selbst Anlage, nicht selbst Stimmung des Magens und des Verdauungsgeschäftes dazu hat. Ich bemerkte, daß die Thiere um so mehr käckten, je mehr sie Futtermasse genossen, die mit fixer ausdehnbarer Luft angefüllt war, und auch um so viel weniger aufsetzten, je mehr sie mit trocknem Futter gesättiget wurden, das weniger zur Gährung geneigt und mit wenigerer Luft geschwängert war. Aus diesem Allem, und noch mehr aus der gewöhnlichen schlechten Verdauung der

Thiere, und besonders aus den wenigen Winden, welche bey dergleichen Pferden, die an dieser Krankheit leiden, durch den Darmkanal abgehen, schloß ich, daß die Ursache dieses Uebels in ihren Eingeweiden selbst, nicht in Angewohnheit, nicht in Nachahmung, nicht in Nebenumständen liegen müsse, denn weder das eine noch das andere verhinderte und beförderte die Entstehung oder die Fortdauer, und die Vermehrung oder die Verminderung des Uebels, ob man die Pferde aus hölzernen oder aus mit Eisen beschlagenen Krippen fressen ließ. Eben so ungegründet fand ich die Erfahrung, die man gemacht haben will, daß Pferde, und besonders junge Pferde, es von andern lernten. Ich habe in dem churfürstlichen Marstalle zu Dresden Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß die stärksten Käcker mitten unter jungen Pferden standen, jahrelang mit gutem Bedacht standen, ohne daß diese es von jenen lernten, weil ihr Dauungswerkzeug nicht dazu gestimmt, nicht genug dazu geschwächt, geneigt war. Ich habe diese nämliche Erfahrung im Regimente und bey meinen eigenen Pferden

gemacht, und sie wird durch die vielfachen mit aller Aufmerksamkeit angestellten Beobachtungen und Erfahrungen vorurtheilloser Männer bestätiget.

Ich denke mir daher die Ursache des Käckens in einer bald größern bald mindern Schwäche der Verdauungswerkzeuge, welche in einem zu unvermögenden Zustande sind, als daß sie die sich aus der Futtermasse bey ihrer Auseinandersetzung entbundene Luft durch den Darmkanal fortschaffen könnten. Das Thier drückt daher die Winde durch den Schlund, wo es weniger Widerstand findet, ab, und setzt bey diesem Mechanismus gewöhnlich die vordern untern Schneidezähne auf einen harten Körper auf, wozu ihm nun die Krippe am schicklichsten ist. Doch hat man auch Luftkäcker, Pferde, welche, ohne aufzusetzen, die aus der Futtermasse entbundene Luft abzudrücken pflegen.

So lange als das Pferd käcket, ist es gesund. Es verfällt aber in Windkolik, sobald man Mittel anwendet, es zu verhindern. Die Luft häuft sich nun bey dieser Verhinderung

in dem Magen, in dem Darmkanal an; es entsteht Spannung, Schmerz, endlich oft Entzündung, und auf diese Art sind wir nicht selten aus angenommenen und befolgten Vorurtheilen Mörder unserer Thiere, da wir ihre Helfer seyn wollten. Bekümmerten wir uns mehr um die Natur unserer Hausthiere, als wir oft zu voreilig um die Mittel, ihren Gebrechen abzuhelfen, besorgt sind, wir würden weiter in der Roßarzneykunde gekommen seyn; wir würden auch hier Käckriemen und alle die Mittel, die das Thier nur mehr beängstigen, die sie krank machen, anstatt ihnen zu helfen, längstens als höchsttadelnswerth und schädlich verworfen haben; wir würden wissen, daß ihr Verdauungsvermögen geschwächt wäre; dieses zu stärken, diesem seine vorige Stimmung, diesem die nöthige Wirkungskraft wieder zu geben, würde unser erstes Augenmerk, unsere tägliche Bemühung seyn. Und würden wir dieses nicht durch Steinsalz, durch bittere gewürzhafte Kräuter und Blätter erlangen? Würden wir nicht wenigstens durch Anwendung dieser Mittel das thun, was hieher passend, was vom

besten

besten Nutzen, vom allermeist zu hoffenden guten Erfolg seyn könnte?

Besonders ist das Steinsalz den Pferden sehr gedeihlich. Es ist eine Würze, die ihre Gesundheit eben so wenig, wie der Mensch, entbehren kann. Fütterten wir dieses, gäben wir dann und wann unsern Thieren ein Gemisch von bittern, von aromatischen Kräutern auf das Futter, wozu ich eine Anweisung in dem ersten Hefte meiner Bruchstücke gegeben habe, wir würden unsern Pferden mehr nützen, als mit englischen Jagdpillen oder Glaubersalzmitteln, die in unsern Tagen eben so allgemein gelobte, gebrauchte und bekannte als untaugliche und schädliche Mittel sind.

Ob diese Krankheit erblich sey, darüber habe ich keine genugsame Erfahrung. Demohngeachtet würde ich keinen Beschäler mit diesem Fehler wählen, so wenig ich mich übrigens scheue, ein Pferd zu kaufen, welches käckt, weil ich überzeugt bin, daß es weder ansteckend noch so gefährlich sey, als man gemeiniglich denkt. Ich sahe die bravesten Pferde aufsetzen und

sahe sie bey einer vernünftigen, der Natur der Sache angemessenen Behandlung länger leben und gesund seyn als andere.

Daß dergleichen Pferde eher und leichter zu Windkoliken als andere, die diesen Fehler nicht haben, geneigt sind, läugne ich nicht. Im Gegentheil habe ich selbst gesagt, daß ihr Dauungswerkzeug vermöge seiner Schwäche zu dieser Krankheit Anlage hat. Denn nur wenig genossene Futtermasse, die aber viel Luft enthält, kann sie in diesen Zustand versetzen, weil ihre Verdauung leidet. Demohngeachtet aber ist dieses Uebel nicht so sehr gefährlich, als man sich gewöhnlich einbildet und das Vorurtheil behauptet.

Nach meinen Begriffen ist es einer der letzten Gegenstände, auf die man beym Einkauf eines Pferdes zu sehen hat. Man warte es nur gehörig, man verhindere das Käcken nicht, man suche seinen Magen, seinen Darmkanal durch Steinsalz, durch gewürzhafte Mittel, durch gutes, balsamisches, aromatisches Heu zu stärken, und man wird meine Beobachtungen,

tungen, meine Erfahrungen, meine Gründe wahr finden.

Man hat von jeher eine Menge Mittel ersonnen, die diesem Uebel vorbeugen sollen, ohne sich doch zuvor um die Entdeckung der wirkenden Ursache bemüht zu haben. Man bestrich die Krippe mit stinkenden, dem Pferde widrigen Bestandtheilen, man schnallte dem Thier einen Kehlriem bis zum Erdrosseln um, man band die Thiere von der Krippe zurück, man ersann sogar Maschinen, die das Thier mit einer Ruthe schlugen oder mit einem Stachel stachen, sobald es aufsetzte. So reich war von jeher der menschliche Verstand an Mitteln, und so arm an Nachdenken und genauerer Prüfung. Und bis jetzt sinnt man immer noch auf Mittel, ehe man die Ursache der Krankheit zu erforschen denkt. Die Thierärzte beschäftigen sich noch in unsern Tagen mit einer Menge Recepte, aber nicht mit der Kenntniß der Natur des Thiers und seiner Krankheiten. Man will heilen, ohne die Natur studirt zu haben, und noch ehe man bemüht

ist,

ist, die Ursache der Krankheit zu erforschen. Daher kömmt es denn auch, daß oft die Folgen einer Krankheit für die Ursache, für das Uebel selbst gehalten werden. Man ist bedacht die Krankheit zu heilen, die doch nicht eher gehoben werden kann, bis man die Ursache ihrer Entstehung erkannt und entfernt hat.

In welchem ärzlichen Dunkel liegt selbst noch in unsern Zeiten die Heilkunst des Pferdes, des edlen, des kühnen, des braven, des theuren, des nützlichen Thieres! Schmiede, Kutscher, Reutknechte, Schäfer, Schinder und Hirten sind im Allgemeinen als Aerzte anerkannt. Der sonst kluge, in anderer Rücksicht auch wirklich aufgeklärte Mann schweigt zu diesem Misbrauche, läßt seine Thiere unter den Händen, unter den Anordnungen dieser unwissenden Menschen und fragt nicht, ob man helfen, ob man verbessern und so vielen einzelnen Personen, so dem ganzen Staate nützlich werden könnte. Doch warum sollten die Thiere einen Vorzug vor den Menschen haben? Die Heilung der letztern wird ja auch nicht selten

ober=

oberwähnten Personen überlassen, die allerdings in vieler Betrachtung nothwendige und achtungswerthe Menschen sind, aber nur unmöglich Aerzte seyn können, weil ihnen die Vorkenntnisse mangeln.

Diese Umstände, die von der Unwissenheit, von dem Vorurtheile, von der Nachlässigkeit und von dem Eigennutz so vieler begünstiget worden, haben mich bewogen, mein Augenmerk ganz vorzüglich auf solche Krankheiten zu richten, die allgemein bekannt, allenthalben zu finden sind, und besonders habe ich mir vorgesetzt, die Mittel zu prüfen, die fast durchgängig gelobt, fast jedesmal gebraucht werden, und die, wenn ich Kinder und Thiere ausnehme, fast von niemanden gefürchtet, widerrathen, verworfen werden, so schädlich sie auch immer seyn mögen, und so unbedeutend auch das Ansehen und Lob seyn kann, welches ihnen Vorurtheil und altes Herkommen verschafft. Eines der allervorzüglichsten von dieser Gattung ist das Aderlassen, von welchem ich in der folgenden Abhandlung spreche.

Zehnte Abhandlung.

Vom Aderlassen.

Das Aderlassen ist ein Mittel, das von so vielen Roßärzten als das beste, als das heilsamste Mittel erhoben wird, dessen Wirkung aber doch die Gesundheit, die thierische Natur, die Lebenskraft und ihre beste Waffe, das Fieber, zerstört, in dem Grade zerstört, als man es öfter oder weniger anwendet.

Ich weiß, daß auch über diesen Punkt nur wenige mit mir einstimmig seyn werden, weil ich über diesen Gegenstand anders denke, als der größte Theil der Thierärzte, die diese Operation als ein wohlthätiges gewisses Genesungs- und Schutzmittel anempfehlen. Mich hat vom Gegentheile die Naturlehre der Thiere und unzählbare Erfahrung belehrt und mir Grundsätze gegeben, bey deren Anwendung man sicherer heilt als durch Aderlassen. Ich bin überzeugt, daß es ein schädliches Mittel, daß nur selten sein Gebrauch rathsam und dienlich sey.

Außer der Lungenentzündung, die Erstikken, außer der Kolik, die den Brand, außer dem Sonnenkoller, der den Menschen Gefahr des Lebens im Umgange der Thiere droht, kenne ich keinen Fall, wo das Aderlassen des Namens eines Heilmittels würdig wäre; vielmehr glaube ich behaupten zu können, daß das Aderlassen, wenn ich die Gifte ausnehme, auch mit dem schlimmsten Mittel nicht verglichen werden kann. Es ist kein unschuldiges Mittel, kein Mittel von schwacher Kraft.

Die Winke, die wir von der Natur zu dem Gebrauch des Aderlassens erhalten, sind so selten, daß sie mit den Mitteln, welche uns die Natur bey vielen Krankheiten an die Hand giebt, in keinem Verhältnisse stehen. Der Instinkt, dieser große vortreffliche, aber uns immer so wenig bekannte Arzt, zeigt nicht auf das Aderlassen; es ist ihm fremd, ist ihm kein wohlgefälliges Mittel. Das, was die Schmiede und die Kutscher von dem Ader-Aufbeißen der Pferde sagen, ist eben so albern als es unwahr ist. Was könnten, was würden die paar

Tropfen

Tropfen Blut helfen, welche sich das Thier abzapfet, indem es sich die Haut aufritzet? Der Schmuz und der Schweiß, welche ein Jucken, einen Reiz verursachen, waren daran vielleicht am meisten Schuld. Und warum thun es nur die Polen, die Türken, die Tartarn, überhaupt Pferde von feiner Roßart, von edler Abkunft, nur die Pferde, welche eine feine weiche Haut haben? Aber eine Ader öffnete sich noch keines, daß das Blut wie beym Aderlaß hervorgeströmt wäre. Selbst Männer, die von diesem Vorurtheil eingenommen sind, haben darinnen keine Erfahrung.

Der Ruhm, den dieses Mittel selbst in Schulen erhalten hat, der gute Ruf, den ihm auch Bücher geben, hat es allem Mistrauen, allen Bedenklichkeiten entrissen. Der Arzt und der unwissende Mensch, beyde verordnen es sich und ihren Thieren, ohne auf die schnelle Veränderung aufmerksam zu werden, die ich oft bey den Menschen, noch öfter bey den Thieren bemerkte, bey denen man dieses Mittel anwendete. Das Allgemeine von seiner

Wirkung kann jeder wissen, der auf die Folgen Achtung gegeben, die oft bey dem Abzapfen des Blutes und noch öfter nach der Operation entstehen. Und noch viel besser kann sie derjenige kennen, dem man in gesunden und kranken Tagen das Aderlassen verordnet hat.

Die Erscheinungen, welche man bey den Thieren in währendem Aderlassen sieht, sind folgende. Schwache Thiere verfallen nicht selten nach dem Verlust von einer oder anderthalber Kanne Blut in Mattigkeit, in Schweiß, und könnten die Thiere reden, sie würden uns die nämlichen Zufälle sagen, über die währender Operation so viele Menschen klagen, Beklemmung der Brust, Hemmung des Odems, Ueblichkeiten im Magen, Blödigkeit oder Verfinsterung der Augen, Beängstigung, Hitze, Durst würden sie uns entdecken. Bey einigen entstehen die Zufälle so schnell, daß sie auf einmal ihr Bewußtseyn verlieren, in die gefährlichste Ohnmacht versinken, und augenblicklich, wie vom Schlage gerührt, zu Boden stürzen.

Alle

Alle diese Vorfälle sind bey dem Aderlassen Erscheinungen, die jedermann kennt und weiß, die von niemanden gefürchtet werden, und in welche nicht bloß kranke und schwache Thiere, sondern auch oft die stärksten verfallen. In jedem andern Falle würden die Ohnmachten, das Verlieren des gänzlichen Bewußtseyns, das schnelle Hinstürzen, mit den übrigen Zufällen, die ich angeführt habe, Aerzte und Nichtärzte in große Verlegenheit setzen. Wenn zum Beyspiel der Arzt ein Hülfsmittel anordnete, das bey einem kranken oder gesunden Thiere solche ähnliche und oft noch geringere Wirkungen hervorbrächte, als man so oft bey dem Aderlassen bemerkt, wie würde ihm zu Muthe seyn, in welche nicht geringe Verlegenheit würde er gesetzt werden! Warum wird denn aus den Zufällen, die vom Abzapfen des Blutes entspringen, ganz und gar nichts gemacht? Haben sie denn nichts zu bedeuten? Verdienen sie denn nicht unsere Aufmerksamkeit? Sollen sie denn keine Bedenklichkeiten erregen?

Diese Folgen, welche ich von dem Aderlassen angab, sind gemein. Sie entstehen nicht

nicht bloß vom wiederholten, sie entstehen oft von einem einzigen Aderlaß, der zur Unzeit gemacht worden ist. Die Stärke und die Schwäche der Gesundheit, die eigene und besondere Stimmung der Nerven, die Roßart, die Lebensweise, der Himmelsstrich, in welchem sie geboren sind, die Oerter, welche sie bewohnen, die Luft, in der sie athmen, die Nahrung, die sie genießen, das Wasser, von dem sie trinken, die Jahreszeit, die Witterung, das Alter und Geschlecht tragen bald mehr bald weniger zu den üblen Folgen bey, die bey Pferden vom Aderlassen entspringen.

Wenn die Bemerkungen, welche ich hier über das Aderlassen bey gesunden Thieren gemacht habe, Wahrheiten sind, wie traurig müssen nicht erst diejenigen seyn, welche man bey kranken Thieren gewahr wird, denen in diesem ihrem Zustande zu viel Ader gelassen wurde, die mit dem Verlust dieses Saftes den Geist, den Muth, die Kräfte verloren haben, denen durch Anwendung dieses gefährlichen Mittels die Krankheit verlängert, gestört, ver-

ändert, erhöht, der Gang der Natur gehindert, die Krisis unterbrochen wurde! Ist es denn so schwer, zu bemerken, wie die Blutflüsse auf die Thiere wirken? Man mache Versuche, und wähle dazu die größten, die feurigsten, die stärksten Pferde, die man findet; auch diese Geschöpfe werden es zeigen, daß alle die Zufälle, alle die Uebel folgen müssen, deren ich oben vom oft wiederholten Aderlassen erwähnet habe.

Wunden, die in währender Cur mit Blutstürzungen verbunden sind, Trennungen, die verborgene Schlagadern treffen, die weder unterbunden, noch gepreßt, noch durch andere Mittel so zusammengezogen werden können, daß nicht in der Zwischenzeit der Heilung Blutflüsse erfolgten, bezeugen die Uebel, die daraus entstehen. Wer ihre Folgen beobachtet hat, wird wissen, worinnen sie bestehen; wird wissen, wie sie die gesündesten, die stärksten Thiere ermatten, entgeisten, entkräften, geschwind oder langsam tödten. Sind und wirken oft wiederholte Aderlässe, die schnell oder langsam

auf

auf einander folgten, anders, als die Blutflüsse wirken, die ich hier angegeben habe?

Wer bey dem Kranken dieses Mittel anwendet, der, däucht mich, borgt seine Waffen vom Tode, hat den Instinkt aus den Augen gelassen, den die Natur den Menschen und den Thieren für die Erhaltung des Bluts eingegossen hat. Wer sich von dieser Behauptung mehrere Begriffe machen will, betrachte die Kinder, die sich blutend verwundet haben, erwäge ihre Furcht, ihre Angst, ihr Erschrecken, ihr Weinen, ihre zitternden Glieder, ihr todtenbleiches Gesicht, wenn sie Menschen oder Thiere, oder ihre eigenen Leiber bluten sehen. Der Beobachter erwäge diese Furcht, erwäge die Quelle, aus der sie entspringt, erwäge den Instinkt, die Liebe, die er als Kind für die Erhaltung dieses Saftes in seinem Innern empfunden hat.

Unter die allerschädlichsten Mittel gehören die Gewohnheits-Aderlasse. Sie schaden zu allen Zeiten, sie schaden im Frühjahr, im Sommer, im Herbst und im Winter.

Im Frühjahr schaden sie, weil sie die Triebe zerrütten, welche die Natur bey den Thieren zum Zeugen, zum Begatten, zum Empfangen und Brüten entwickelt. Das Aderlassen schwächt diese Triebe mehr oder weniger, je nachdem die Thiere jünger oder älter, stärker oder schwächer sind. Das Frühjahr ist es, in welchem die Natur das meiste, das beste, das lebendigste, das samenreichste Blut bereitet, und das Aderlassen ist es, welches dieses Blut und mit ihm die Triebe stört, die zum Zeugen, zum Begatten, zum Empfangen erfordert werden. Deswegen schadet das Aderlassen im Frühjahr am allermeisten.

Das Aderlassen macht dünnes, unreifes, wässerigtes Blut. Nicht dieses, sondern das reife Blut ist die Lebensstütze der Thiere. Diejenigen, die das abgezogene, durch rohe Futtermasse, durch unverarbeitete Getränke, wieder ersetzen wollen, wissen nicht, was die Natur zum Verdauen, zum Blutmachen bedarf. Sie wissen nicht, daß das Wasser, daß die vegetabilischen Säfte erst ihre Natur verändern, erst geistige, lebendige, thierische Säfte werden

den

den müssen, ehe sie in Blut verwandelt werden können; sie denken nicht, daß die Leiber der Thiere, die durch Aderlassen geschwächt werden, unfähig sind, rohe Getränke in Kurzem in reifes Blut zu verwandeln.

Im Sommer ist das Aderlassen den Thieren schädlich, weil sie im Frühjahr sich begattet, ihren Saamen versprützet, Junge gezeuget, trächtig gegangen, Säuglinge ernähret, ihr Blut, ihre Kräfte verloren haben, weil sie ihr Blut zum Hären bedürfen. Aus diesen und andern Ursachen zerfällt den Thieren im Sommer das Blut, es wird dünne, matt, geistlos, gallig, schwach, besonders wenn ihnen Ader gelassen wird.

Im Herbste und im Winter ist das Aderlassen den Thieren schädlich, weil das Blut im Sommer durch die Hitze, durch die eben erwähnten Ursachen verändert, in seinen Bestandtheilen geschwächt worden ist, weil es in dieser Jahreszeit, im Herbst und im Winter, seine Sommernatur verändern, seinen Verlust ersetzen, Geist, Leben, Zusammenhang, Winterkraft, Wärme, Entzündungsstoff erhalten muß.

Das,

Das, was ich hier sage, sind Wahrheiten, die die Natur ins Wesen der Thiere und der Menschen geschrieben hat. Die Jahreszeiten und die Kraft der Sonne verändern die ganze Natur, sie wirken in alle Körper, in die Erde, in die Pflanzen, und auch in die Thiere, sie verändern ihre Eigenschaften, ihre Säfte. Anders sind alle diese Dinge im Winter, anders im Frühjahr, im Sommer und im Herbste.

Im Frühjahr, bey der Zunahme der Tage und der Wärme, wird der Zustand des Blutes verändert; es dehnt sich aus, es wird geistreicher, es wird flüssiger. Die Menschen bekommen mehr Farbe, mehr Röthe, mehr Leben. Die Augen, die Wangen, die Lippen, die Theile im Ganzen genommen, geben Zeichen davon. Auch die Thiere werden im Frühjahr anders, als sie im Winter waren. Die Vögel erhalten mehr Farbe, mehr Glanz, mehr Schimmer in ihrem Gefieder. Die behaarten Thiere wechseln ihre Haare, sie verneuen, sie verschönern sich.

Wie

Wie das Frühjahr, die Sonne, die Wärme in die Erde und in die Gewächse wirken, sehen wir, wenn wir die Bäume und die Pflanzen betrachten, auf ihren Trieb, ihre Knospen, ihre Blätter, Blumen und Blüthen Achtung geben. Alle verändern alsdann ihre vorigen Eigenschaften, ihre Natur und Gestalt, alle kleiden sich um, alle erscheinen anmuthig, schön, edel, prächtig, verjüngt vor unsern Augen, alles lacht in der Natur: die Thiere rufen einander zu, sie freuen sich, lieben sich, paaren sich, begatten sich; allen hat das Frühjahr neuen Geist gegeben, frisches Blut in ihre Adern gegossen. Durchdrungen von dieser Kraft, und getrieben von Wärme und Liebe, paaren sie sich, pflanzen ihr Geschlecht fort, beleben die Natur von neuem.

Was wir bey den Thieren bemerken, sehen wir auch bey den Pflanzen. Auch in diesen bringt das Frühjahr und die Sonne ähnliche Erscheinungen hervor. Ihre Wurzeln, ihre in der Erde zerstreuten Keime werden lebendig, thätig, sie enthüllen sich, erheben sich, wach-

sen, sprossen, blühen, tragen Früchte und Saamen zur Erzeugung neuer Gewächse. Ermüdet von diesen Trieben, nähren sich die Pflanzen und Thiere den Sommer. Beyde sind dann mehr oder weniger entkräftet. Ihr Geist, ihr Blut, ihre Säfte liegen in den Zweigen, Blättern und Früchten zerstreut. Daher die Ruhe, der Stillstand, das Schmachten der Gewächse, daher die Gelassenheit der Thiere, die wir im Frühjahre so heiter, so scherzend, so munter sahen.

In diese veränderten, vom Begatten und Zeugen ermatteten Körper der Thiere wirkt jetzt die Sommerhitze, die eine neue Constitution entwickelt. Es ist die galligte. Sie verstimmt und verändert alles, sie behauptet die Obergewalt in allen Theilen des Leibes, sie beherrscht nicht nur die Leber, die Gallenblase, die Milz und die Eingeweide des Bauches, sie dringt auch ins Blut, und mit diesem in alle Säfte und Theile. Sie zerrüttet und verändert die Krankheiten, die das Frühjahr angelegt oder übrig gelassen hat, und bringt Seuchen und Plagen von eigener Art hervor.

Die galligte Constitution ist die stärkste, sie dauert unter allen am längsten, weil sie fast immer mit dem Sommer, in den Herbst übergeht.

Die schleimigte und vollblütige Constitution überschreitet nie ihre Zeit. Die erste endigt sich mit dem Winter, und die zweyte hört mit dem Ende des Frühjahres auf. Die Galle aber behält ihre Kraft beynahe zwey Drittheile von jedem Jahre, und nichts als die starke Kälte kann ihre Wirkung zerstören.

Alle Veränderungen der Körper sind mit den Jahreszeiten verwebt. In der einen hat die Hitze, in der andern die Kälte, in der dritten die Nässe die Oberhand in der Natur. Die feuchte Witterung benetzet und machet die Körper weicher, die trockne zieht sie zusammen. Die Erhaltung des Ganzen hat diese Einrichtung nöthig. Wenn das Eine fehlt, geht das Andere zu Grunde, denn alle sind so verbunden, daß das eine das andere erhält. So genau hängt die Natur mit den Geschöpfen und die Geschöpfe mit der Natur zusammen.

In diesem dargelegten Gemälde, das die Natur gezeichnet hat, finde ich keinen Zug, der dem Gewohnheits-Aderlassen eine freundliche Miene gäbe. Immer, in allen Jahreszeiten, ist der Zustand der thierischen Körper so beschaffen, daß man ihnen kein Blut nehmen darf, wenn man sie nicht zerrütten, nicht schwächen, ihrer Gesundheit nicht schaden will. Die Thiere, so sich selbst und der Natur überlassen sind, fürchten, fliehen, verabscheuen den Verlust des Blutes. Sie leben, gedeyen, werden alt und bleiben gesund, wenn es ihnen nicht genommen wird.

Betrachten wir diejenigen Thiere, die mit uns in Gesellschaft, in Verbindung sich befinden, sehen wir unsere Hausthiere an, nicht die erhungerten, die elenden, die ausgemergelten, sondern die schönsten, die besten, die wohlgefüttertesten, was sind sie im Verhältnisse mit jenen, die sich selbst überlassen sind, in Ansehung ihrer Munterkeit, Heiterkeit, Kraft, Stärke, Lebensdauer? Wir sehen den Unterschied auch nur bey flüchtigem Blicke sehr deutlich

lich und auffallend. Beyde sagen ihn uns recht vernehmlich.

Daß unsere Hausthiere so beschaffen sind, ist unsere eigene Schuld. Ehe sie gezeugt, ehe sie empfangen werden, schwächen wir ihre Väter und Mütter durch unser Verhalten, durch Aderlassen, durch Arzneyen und durch hundert abergläubische Dinge, die den Saamen verderben, aus welchem sie entwickelt werden sollen.

Bey der Entstehung der Begattungstriebe im Frühjahr wird in den meisten Gegenden von Deutschland den Zuchtthieren Ader gelassen. Auch dann, wenn die Thiere vom männlichen Geschlechte durch das Begatten erschöpft sind, wird dieses Mittel wiederholet. Oefter, als den männlichen Thieren, wird den weiblichen Ader gelassen, besonders denen, die trächtig sind. Diesen schadet es doppelt, weil die Leiber der Mütter und der Jungen dadurch geschwächt werden, und beyden der Saft dadurch entzogen wird, der ihnen Nahrung, Leben, Gedeyen, Wachsthum und Stärke giebt.

Denn

Denn vom Blute der Mutter, nicht vom Wasser, welches die Frucht umgiebt, wird die Frucht im Mutterleibe ernähret.

Daß dieses richtige Wahrheit sey, beweisen die Fälle, wo man das Fruchtwasser abgeartet, verdorben, faul und stinkend findet, und dennoch die Jungen gesund und wohlbehalten auf die Welt gebracht werden.

Daß die Jungen im Mutterleibe von dem Blute ihrer Mutter Nahrung und Wachsthum empfangen, bezeugt der Leibeszustand, die Beschaffenheit des Fleisches und des Blutes aller trächtigen Thiere. Bey allen ist dieser Saft, nach Beschaffenheit und Dauer der Tragezeit, mehr oder weniger entfärbt, schleimigt, bleich, matt, geistlos und verändert. Er enthält keine oder nur wenige Farbetheile, keinen oder nur wenigen Entzündungsstoff. Daher kömmt es, daß die trächtigen und säugenden Thiere nie in ächte Entzündungen oder reine hitzige Fieber verfallen. Dieser Zustand des Blutes, diese Ursachen sind Schuld, daß die tragenden Stuten sterben, wenn sie von Seuchen ergriffen

werden,

werden, daß die Wunden und Geschwüre der trächtigen Thiere keine wahre Entzündung bekommen, daß sie Schleim, Jauche, nie gute Materie seigen, daß ihre Wunden und Schäden so schwer, so spät zu ihrer Heilung gelangen. Alles dieses sind Beweise, daß ihre Körper schwach, ihr Blut entgeistet, matt und kraftlos ist, daß die Thiere im Mutterleibe vom Blute und nicht vom Wasser ernähret werden, daß dieser Saft ihre Gebeine, ihr Fleisch, ihr Blut erzeugt. Wer diese Wahrheiten erwägt und den trächtigen Hausthieren, von der Empfängniß bis zur Geburt, zwey= drey= vier=mal Ader lassen sieht, muß wenigstens staunen, wenn er nicht erschrecken kann.

Daß ich viel und mit Wärme wider das Aderlassen schrieb, werden meine Leser ohne meine Erinnerung bemerken. Wäre es möglich, so wollte ich in etwas den Schaden ersetzen, den ich nur durch dieses Mittel verursachen sah: ich wollte Anfänger der Roßarzneykunde, ich wollte junge Stallmeister und besonders auch meine Kameraden davor warnen.

nen. Von Ueberzeugung des Schadens, den das viele, zur Unzeit unternommene Aderlassen anrichtet, nachdrücklich aufgefodert, wollte ich sie bitten, daß sie es nie leichtsinnig, nie nach der angenommenen Gewohnheit, nie ohne Mistrauen, nie aus Leichtgläubigkeit bey ihren Pferden anwenden ließen, wollte sie erinnern, daß sie Achtung gäben, wie es nach dem Gebrauche in Krankheiten wirkt, und was es nach demselben für Eindrücke in die folgende Gesundheit macht.

Eilfte Abhandlung.

Von Hufsalben.

Wenn auch nicht so schädlich wie das Aderlassen, doch eben so unnöthig und zwecklos sind die Hufsalben. Sie gehören unter die ungeheure Menge von Mitteln, welche das Vorurtheil und das alte Herkommen schützt, welche die Pferdewärter für ein Arcanum halten und welche gewöhnlich der Schmied und allemal der Quacksalber anrathen, weil sie ihren

Beutel so wünschenswerth füllen. Dem Thiere sind sie im Gegentheil widrig, seinem Hufe schaden sie mehr als sie nützen. In der Kälte des Winters machen sie ihn härter, weil sie das Eindringen des Schneewassers in die Hornröhrchen verhindern: und in der Hitze des Sommers kühlen sie den Huf nicht ab; sie trocknen ihn vielmehr aus.

Ich kenne, so oft ich sie doch anwenden sah und genaue Beobachtung über ihre Anwendung anstellte, keine guten Folgen, die sie hervorbrächten. Immer sind sie unnütz, immer mehr schädlich als heilsam. Wir erhalten von der Natur, von dem Instinkte der Pferde selbst nicht einen einzigen Wink zu ihrem Gebrauch, welches uns ihren Gebrauch schon sehr bedenklich machen muß und wird, wenn wir das Natürliche, das Ungekünstelte mehr schätzen, als das von der Natur Entfernte und nur allzuoft mit Vorurtheil nnd Unwissenheit Ersonnene.

Pferde, die sich selbst, die der Natur überlassen sind, haben keine Schmieren, keine Oele,

keine

keine Hufsalben und doch immer gesunde Füße, und wir können mit allen unsern Salben die Hüfe der Pferde weder gesund erhalten noch vor Krankheiten schützen. Warum? Weil wir so wenig die reine Naturgeschichte der Pferde, die nicht Aderlassen, nicht eine Menge schwächender Arzneymittel, nicht Hufsalben und tausend dergleichen abergläubische, ohne Grund gepriesene Dinge nöthig hat, studiren, weil wir den Bau und die Struktur des Hufs, der keine Schmieren bedarf, nicht hinlänglich kennen, weil wir den großen Arzt der Natur, den Instinkt der Thiere, nicht sorgfältig genug erforschen, nicht treulich genug nachahmen, weil wir die Thiere, wenn sie in der Freyheit leben, sich selbst überlassen sind, nicht aufmerksam genug beobachten.

Warum nehmen wir doch immer zu Mitteln unsere Zuflucht, die eben so sehr vermischt, so zwecklos, so unsinnig sind, als sie dem Thiere von selbst widrig, entgegen, seine Gesundheit zerrüttend, sein Leben schwächend, ihm tödtlich sind. Ich weiß nicht, ob meine Bemerkung richtig und glaubenswerth ist,

wenn

wenn ich sage, daß die Ursache davon in dem Geheimnißvollen, in dem Außerordentlichen, in dem Wunderbaren liegt, für das der Mensch so sehr eingenommen ist. Wenigstens kann ich sonst gar nicht begreifen, warum man eine Menge Recepte zum Gebrauch aufhebt, die Ingredienzien enthalten, welche der Krankheit so ganz entgegengesetzet, so ganz widrig sind, an deren heilsame Wirkungen man eben so wenig glauben kann, als an die vielen wunderseltsamen Erscheimungen von Geistern, welche Kurzsichtige und Abergläubige wollen gesehen haben, und von denen uns sonst gute alte Mütterchen, die aber nichts weniger als untersuchende Beobachterinnen waren, so vieles Schauervolle erzählten. Liegt die Ursache hierinnen, oder ist sie Vorurtheil, Lieblingsmeinung, die man für Alterthum, für hergebrachte Gewohnheit hegt? Ich will und ich kann ihre Entstehung nicht völlig gründlich untersuchen. Aber daß die Angabe der Mittel so oft ganz falsch sey, weiß ich.

Pferde, die in wilden Gestütten umherirren, erhalten ihre Hüfe gesund, weil sie nicht

beschlagen, nicht durch schlechtes Beschläge verletzt, nicht gereizt, nicht beleidigt werden, weil ihrem Hufe jene Glasur, welche die hornichte Schachtel umgiebt und den Huf vor der Einwirkung der Hitze im Sommer und vor den Eindrücken der Kälte im Winter schützt, nicht verletzt, nicht entzogen, nicht weggeraspelt wird, weil ihr Huf nicht beschmiert, nicht besalbt wird. Ihr Huf bleibt gesund, weil sie ihn durch Wasser, durch schmierigten Lehm geschmeidig zu erhalten suchen. In diese, in Wasser, in schmierigten Lehm oder in Sümpfe, in Moräste geben die Thiere in der Freyheit; sie weiden tagelang in nassen, in feuchten Wiesen, wenn ihr Huf zu trocken, wenn er hart, erhitzet, spröde, eingelaufen, zwanghüfig wird; sie fliehen von den bergigten, hohen, trocknen Gegenden, die doch ihr Lieblingsaufenthalt sind, in Thäler, in Gründe und Wiesen. Hier kühlen sie ihren Huf in Flüssen, in Seen, in Sümpfen ab, hier erweitern sie ihn, hier machen sie ihn nachgebend. Die Hornröhrchen dehnen sich nun aus, der Huf wird biegsamer, nachgebender, weicher, elastischer.

Weder die Huffalben noch die Schmieren bewirken dieß. Wasser, Lehm, feuchter Boden heilt. Selbst bey Thieren, die sich in unserer Sklaverey befinden, deren Instinkt schon verwischt, schon verstimmt ist, habe ich die Erfahrung gemacht. Wir hatten unter den pohlnischen Pferden bey der Escadron einige, deren Hufe zusammengelaufen, verengt, deren Trachten und Ballen eingezogen waren (eine Krankheit, zu welcher diese Roßart besonders sehr viele Anlage hat); mithin wurden die innern empfindlichen Theile gedrängt, gequetscht; Reiz und Empfindung wurde verursacht. Ich ließ sie frey in einem Bauerhofe herumgehen, und ich fand meine Begriffe bestätigt; ich fand sie in dem Instinkt der Thiere gegründet; ich fand, was sie antrieb, stunden lang, halbe Tage hindurch in Mistjauche, in Wasser zu treten. Der Huf der Thiere wurde durch dieses Mittel erweitert, abgekühlt, nachgebend und geschmeidig gemacht.

Auch der Bauer hat Ideen von dieser Sache. Daher das Einschlagen mit Kühmist, mit Jauche, was man so öfters als Heilmittel bey

den Landpferden findet. So wenig freylich dieß des Schmuzes wegen dem Thiere anpassend ist, so nützt es ihm doch mehr als Salben, die immer untauglich, immer unnöthig, immer unheilsam und schädlich sind. Weder die kostbaren noch die wohlfeilen, weder die gelben noch die schwarzen, weder die grünen noch die rothen Salben helfen etwas. Dazu helfen sie immer am meisten und gewissesten, daß sie den Beutel der Thierärzte füllen.

Weit ungekünsteltere und sichrere Mittel bietet uns die Natur dar. Sie lehrte die Thiere diese Mittel kennen, und diese lehren sie uns durch den Instinkt, durch den Naturtrieb wieder, dessen Erkenntniß nun aber freylich unser vorzüglichstes Bestreben bey Heilung der Thiere seyn muß.

Wenn die Thiere Steingallen, wenn sie Anlage zu Zwanghuf, wenn sie eingelaufene Wände haben, wenn man stark, vorzüglich auf Pflaster oder harten Straßen, geritten ist, wenn die Pferde schlecht beschlagen sind, wenn der Erdboden, besonders im Sommer bey großer

Hitze,

Hitze, verhärtet ist, so stelle man dann und wann die Thiere ins Wasser. Das kalte Wasser erweitert, erweicht die Theile, es stärkt, es erhöht die Schwungkraft der Gefäße, macht folglich die Circulation des Blutes freyer, die durch das Zusammenlaufen der Wände und Trachten des Hufes so sehr verhindert, gestört wird. Selbst die Senn= und Gelenknerven, welche durch die anhaltenden Strapazen viel gelitten haben, werden dadurch gestärkt, erhalten ihre Schnellkraft wieder.

Anstatt der Schmieren, der Huffalben stelle man die Pferde dann und wann in Lehm, in einen von Wasser und Lehm zugerichteten Brey, der bis über die Krone zusammengeht. Man bewerkstelliget dieses am besten, wenn man in einem besondern Stande in der Gegend der Vorderfüße die Bohlen heraushebt oder ausgräbt, und Lehm, mit Wasser zu einem Brey gemacht, hineinschüttet, manche Tage über dann das Pferd in diesem Stande stehen läßt, des Nachts aber in einen reinlichen trockenen Stand bringt. Dieß ist das

Mit=

Mittel, das nicht nur gesunde Hůfe vor Krankheiten schůtzt; es ist auch das Mittel, das, nebst den Oeffnungen, die man da macht, wo die Entzůndung schon Eiter bereitet hat, den Verschlag der Thiere heilt; es ist das sicherste, es ist das einzige Mittel, das bey Geduld und Schonung diese Krankheit ganz hebt. Kluge Thierårzte wissen dieß. Sie stellen verschlagene Pferde tagelang in fließendes Wasser, in Lehmstånde. „Aber was soll das Wasser? Wozu der Lehm? Was soll, was kann das helfen? — sagen die Eigenthůmer von Pferden, denen es an Einsicht, an Naturkenntnissen, an Thierarzneywissenschaften fehlt. Hier muß ein Oel — eine Salbe — ein Waschwasser unumgånglich gemacht werden." Diesem Einwand und Vorwurf zuvorzukommen, sahe ich so oft kluge Thierårzte reines Brunnenwasser mit rothem Bolus fårben und etwas Kampfer hinzuthun, um ihm einen medicinischen Geruch zu verschaffen. Dieß brachte den klugen, wahren, nicht nur thöricht so genannten Thierarzt auch bey der Gattung von Menschen, die ihn sonst nicht

schätz=

schätzten, nicht nur in den guten Ruf eines gescheiten Mannes, er verschaffte sich auch durch Hülfe des Vorurtheils und des Unverstandes Gewinn für seinen Beutel, da man ihm ohnedieß seine Mühe gewöhnlich sehr schlecht belohnt. So wurden und so werden noch die Menschen betrogen, die auf Schmieren, auf Salben, auf Recepte, auf unnöthige Arzneyen mehr als auf die Natur halten. Bey einer Erschlaffung der Gelenkbänder, der Sennen, bey Flußgallen, die man durch das Stellen des Thiers in kaltes Wasser heilt, bezahlt man jetzt noch Boluswasser die Kanne zu 16 Groschen. — Die Welt will betrogen seyn!

Die Engländer, welche sich mehr um die Natur der Pferde, um ihren gesunden und um ihren kranken Zustand bekümmern als wir, lassen ihre verschlagenen Pferde auf nasse, feuchte Wiesen ganze Sommer hindurch weiden. Sie wissen, daß der Thau, der Saft von den zertretenen Pflanzen, die Ausdünstung der Pflanzen selbst den Huf ihrer Thiere erweicht, abkühlt, erquickt und gesund machet. Warum

fol-

folgen wir ihrem Beyspiel bey unsern kranken, bey unsern verschlagenen Pferden nicht nach? Weil es uns an Geduld, an Liebe zu unsern Thieren fehlt, weil wir sie nicht genug schätzen, ihren Werth nicht hinlänglich erkennen, weil wir die Kosten scheuen, aber die Kosten nur auf der einen Seite scheuen, um sie auf der andern doppelt zu geben, weil wir aus Vorurtheil, aus Mangel an Kenntniß der Naturgeschichte dieser Thiere auf Salben, auf Schmieren, auf Recepte, auf eine Menge Arzneyen halten, die weder ich noch ein anderer vertilgen wird, die die Zeit erst verdrängen, unbekannt machen muß.

Ein großer Nachtheil für die Füße der Pferde sind ferner die gepflasterten Stände. Sie schaden immer, sie schaden nebst dem schlechten Beschläge den Pferden am meisten, besonders im Sommer, wenn die Thiere durch die Fliegen beunruhiget werden, wenn sie auf den Steinen scharren, hauen. Die Erschütterung dabey ist oft allein Ursache, daß die Pferde verschlagen, daß ihr Huf verletzet, daß

er

er entzündet wird. Unsere eigene Erfahrung kann uns dieses beweisen. Wie schmerzhaft, wie entzündet sind nicht unsere Füße, wenn wir den ganzen Tag in großen Städten auf Pflaster gehen! Und unsern Thieren weisen wir einen gepflasterten, und vielleicht einen noch dazu äußerst schlecht gepflasterten Ort zum steten Aufenthalt an, und dieß vielleicht gar noch in der irrigen Meinung, ihm eine große Güte zu erweisen. Gebohlte Stände sind nach meinen Begriffen die besten, die zweckmäßigsten. Ich würde die bloßen Erd= und Lehmstände noch den Bohlenständen vorziehen, wenn man bey jenen der Jauche einen Abfluß schaffen könnte.

Daß die Hufe der Thiere in den gebohlten Ständen oder auch durch das öftere Stellen des Thieres in Wasser zu weich würden, ist ein Vorurtheil, das in der Natur nicht gegründet ist; nie wird der Huf zu weich. Nur in Gestütten, die in Thälern, in Gründen liegen, die zu einem großen Theil aus Morästen, aus Sümpfen bestehen, bekommen die Thiere

Flach-

Flachhůfe, Vollhůfe, wie gemeiniglich die Frießlånder, die Hollsteiner und die Pferde aus den Marschlåndern haben. Die auf hohen bergigten Gegenden erzogen werden, die pohlnischen, die spanischen, die tartarischen und barbarischen Pferde, sind mehr zu Zwanghuf geneigt.

Stellt man die Thiere von Zeit zu Zeit in Lehm, so wird der Beschlagschmidt nicht nöthig haben den Horn mit einem Eisen zu brennen, um den Huf niederschneiden zu können, ein Fehler, der so öfters vorfällt, so schådlich er auch für die Gesundheit und Dauer des Hufes ist.

Stellt man das Thier nach scharfen anhaltenden Ritten, besonders auf harten, im Sommer trockenen, im Winter gefrornen, auf Landstraßen steinigten Wegen, in Lehm, so wird man der Krankheit, welche man Erbållen nennt (ein geringerer Grad der Entzündung im Hufe), sehr leicht vorbeugen können. Der Huf wird erweicht, wird nachgebend gemacht, der Umlauf der Såfte, der durch das Einlaufen der Wånde und Trachten erschweret war,

wird

wird freyer und leichter, der Huf wird elastisch seyn und bleiben, so wie er gemeiniglich im Frühjahr und Herbste durch Witterung und Weg ist. Hätten wir genauer darauf Acht gegeben, wir hätten die Hufsalben entbehren, unser Geld behalten und dem Thiere mehr Nutzen schaffen können. Ich wenigstens kenne unter der Menge Recepte von Hufsalben, die man hat und worauf man so viel Vertrauen setzt, kein einziges, das von Nutzen wäre. Alle schaden sie mehr oder weniger. Untauglich sind sie alle.

Will man jedoch aus Vorurtheil eine Hufsalbe zusammensetzen und die Thiere einschmieren, so ist, da sie alle von einerley Gehalt sind, die wohlfeilste die beste. Hier ist ein Recept zu einer, die wohlfeil und wenigstens für den Huf nicht so schädlich ist. Man nehme

Zwiebelsaft,
Leinöl, von jedem 1 ℔
gelbes Wachs und
gemeines Harz, von jedem $\frac{1}{4}$ ℔.

Dieses zerlasse man bey gelindem Feuer, mische es und bestreiche damit den Huf.

Ich sammelte dieses Recept noch in der Epoche meines Lebens, da ich glaubte, daß man mit Recepten, mit Mitteln, mit Arzneyen untrüglich heilte. Der Unterricht, den ich in der Folge von meinem mir unvergeßlichen Lehrer, dem Herrn Professor und Oberthierarzt in der chursächsischen Roßarzneyschule zu Dresden, Herrn Reuter, in den Wissenschaften eines Stallmeisters genoß, lehrte mich ganz anders denken. Ich lernte, wie sich die Hülfe der Natur von der Hülfe der Kunst unterscheidet, wie die letztere oft der erstern schadet, wie übel der Thierarzt handelt, der zu früh oder zu spät, zu viel oder zu wenig hilft; ich lernte, was die Kunst, was die Natur bewirkt. Wohl mir — daß ich dieses lernte — Vielen Nutzen schaffte ich mir dadurch schon selbst, und war im Stande, nun auch andern ihn zu gewähren.

Zwölfte Abhandlung.

Vom Glaubersalze.

Unter denen Arzneyen, die man in unserm Zeitalter am meisten misbrauchet, mit welchen man

man die Thiere am gewöhnlichsten quält, ihre Gesundheit schwächt, ihre Naturkräfte zerstört, ist das Glaubersalz eines der vorzüglichsten. Es schadet immer, es schadet, in Menge gebraucht, zu allen Zeiten, wenn es nicht mit andern Mitteln versetzt, wenn es zu oft, zu viel, zur Unzeit angewendet wird. Es schwächt, es entkräftet die Thiere in dem Grade, als es die Lebenskraft stört. Es bringt die nämlichen Folgen, wie das Aderlassen, hervor. Den gesunden Thieren ist es schädlich, den kranken Gift.

Ich weiß, daß ich unter meinen Cameraden, unter meinen Mitbürgern wenige finden werde, die über diesen Gegenstand mit mir übereinstimmend denken. Das Glaubersalz ist jetzt zur Mode=Arzney geworden. Man braucht es, weil dieser, weil jener ihm eine Wirkung andichtet, die es nicht hat, nicht haben kann. Man gebraucht es, weil es so Mode ist.

Ich kann gewiß behaupten, daß es wenige unter meinen Cameraden geben wird, die diese

Mode

Mode nicht mitgemacht, die ihren Thieren nicht in Menge Glaubersalz gegeben, sie dadurch geschwächt, entkräftet, den Gesunden Muth, Geist und Leben, den Kranken das einzige Heilmittel der Gesundheit, Lebenskraft und Heiltrieb, geraubt hätten.

Noch bis jetzt währet die für die Thiere so nachtheilige Glaubersalz-Epoche fort. Man giebt es nicht einmal in Dosi, man füttert bey den Pferden in gesundem, in krankem Zustande, bey allen Uebeln, bey allen Krankheiten, unter allen Umständen, zu jeder Jahreszeit Glaubersalz.

Ich weiß nicht, wem der allzuhäufige Gebrauch dieses Mittels seine Entstehung, seine Bekanntmachung zu verdanken hat. Aber das weiß ich und weiß es mit Uebeugung und aus Gründen, daß es ein Mensch war, der weder die Natur noch die Krankheiten der Thiere, weder die Mittel dagegen noch dieser ihre Wirkungen hinlänglich kannte.

Als Präservativmittel schadet es, als Heilmittel in Menge gebraucht ist es dem

Thiere

Thiere tödtlich, wenn es ohne Vermischung, ohne Zusatz, zur Unzeit, zu oft gegeben wird.

In chronischen Krankheiten, das ist, in langwierigen Krankheiten, schadet es allemal, schadet es zu allen Zeiten, bey allen Zufällen unter allen Umständen. Bey allen Krankheiten, wo es dem Thiere an Lebenskraft, an Fieber, an Entzündungsstoff fehlt, ist es am gefährlichsten. Bey Entzündungskrankheiten ist es ohne Wirkung; und was nichts hilft, schadet.

Als Präservativmittel, in großer Dosis bey gesunden Thieren gebraucht, bringt es Krankheiten, Uebel eigner Art hervor.

Als Blutreinigungsmitttel in reicher Maaße angewendet, verschleimt, verunreiniget es das Blut; es stört die Lebenskraft, das größte blutreinigende Mittel, das Fieber; schwächt die Gefäße und macht das Blut wässerigt, dünn, galligter Art.

Als Heilmittel bey Seuchen, ansteckenden Krankheiten, ist es den Thieren schädlich.

Als Abführungsmittel stark und anhaltend gebraucht, schwächt, entkräftet es die Thiere,

verschleimt, verunreiniget ihren Darmkanal, anstatt ihn zu säubern.

Wann nützt, wann hilft es denn? Ich kenne keinen Fall, keine Krankheit, kein Uebel, wo dieß Mittel ohne Zusatz, ohne Vermischung mit andern Arzneyen, in Menge, anhaltend gebraucht, von gutem Erfolg wäre, und auf die vorgeblichen Erfahrungen von Männern ohne Wissenschaft dieser Art traue ich nicht. Ich hörte manchen, der Thierarzt genennet wurde, vom Gebrauch des Glaubersalzes sprechen, der wohl eben so wenig davon verstand, als ich von der Glasmalerey.

Unter allen Präservativmitteln, mit welchen man die gesunden Thiere quält, ihren Magen, ihre Dauungswerkzeuge verstimmt, ihr Blut in dem Grade verunreiniget, als man die Lebenskräfte schwächt, steht der Misbrauch des Glaubersalzes oben an. Man giebt es den Thieren im Frühjahr, im Sommer, im Herbst und im Winter, und das aus Gründen, die man eben so wenig anzuführen weiß, als man die Krankheiten, die es heilen soll, als man die

Kräfte

Kräfte, die dieß Mittel besitzt, zu beurtheilen im Stande ist. Man gebraucht es, weil es zur Gewohnheit, zur Mode geworden ist.

Besonders giebt man es als ein heilsames, als ein gedeihliches Abführungsmittel, das ins Blut, in die Adern, in die Nerven, und ich weiß selbst nicht, wohin alles, gehen soll. Man bedenkt nicht, daß alle Arzneyen das Thier quälen, ihm schädlich sind, sobald es gesund ist, sobald uns die Natur keinen Wink giebt, wo wir, wenn wir, wie wir helfen sollen. Wie können wir doch unsere gesunden Thiere mit Mitteln, mit Aderlassen, mit Arzneyen foltern, dir ihnen eben so widrig als uns in gesundem Zustande sind? Bedarf denn die Natur, der Zustand der wilden, der sich selbst überlassenen Thiere unsere Hülfe? Sie haben weder Recepte noch Arzneyen, weder Salben noch Schmieren, und gedeyen, sind gesund, leben lang. Nur in unserer Sklaverey erziehen wir Schwächlinge, Krüppel, kränkliche Thiere, weil wir ihnen ihr Blut, ihren Geist rauben, weil wir Salben, weil wir Schmieren und hundert lächerliche Dinge mit ihnen vornehmen,

hundert abgeschmackte Mittel gebrauchen, die den so weise eingerichteten Gang der Natur wenigstens hemmen, wenn sie ihn nicht ganz stören, die den Thieren dadurch Schwachheit, Entkräftung, Tod bewirken.

Ich weiß, daß ich wider das Glaubersalz als Präservativmittel, so wie wider alle Präservativmittel, mit Wärme, mit einer Art von Heftigkeit, die der zu bewirkenden Ueberzeugung nicht allemal so vortheilhaft als ruhige Stille ist, schreibe; ich weiß, daß ich dadurch den Beyfall von Manchen verlieren werde. Aber ich kann unmöglich mit Kälte und ohne lebhafte Theilnahme über einen Gegenstand sprechen, der in meinen Augen Misbrauch ist, der mehrere Thiere krank machte, mehrere tödtete, als die Pesten, Seuchen und Kriege. Liebe zum Staat, Liebe zum Vaterlande scheint mir diese Wärme, diese lebhafte Theilnahme abzudringen und zu entschuldigen. Ich will so gern das Vorurtheil, den Eigendünkel verbannen, den man hat, wenn man glaubt, man nütze durch diese oder jene Arzney, durch den Gebrauch dieser oder jener Operation, wenn

man

man glaubt, daß man selbst, aber nicht die Natur, heile. Gelingt mir dieses, so bin ich belohnt genug. Das Pferd macht in der Verbindung mit dem Menschen ein zu wichtiges, nöthiges Glied aus, ist ein zu braves, edles, treues, nützliches Thier, als daß man meinem Schreiben einen ganz gegründeten Tadel machen könnte, weil ich dadurch einen Nutzen zu bewirken bemüht bin, den ich dem Fürsten, dem Vaterlande und meinen Mitbrüdern leisten wollte.

Die Natur braucht nur selten unsere Hülfe. Ihre innere Lebenskraft, ihr Instinkt und das Fieber schützt das Thier vor Krankheiten, heilt seine Uebel. Wir verderben nicht selten mehr mit unsern Mitteln, als wir helfen, weil wir sie zu oft, zu viel, zur Unzeit oder nicht gehörig gebrauchen, weil jeder ein Arzt seyn will, ob er gleich keine Kenntnisse dazu besitzet. Die Natur, die Lebenskraft muß sehr oft nicht nur die Krankheiten, sie muß auch unsere fehlerhaft angewendeten Mittel besiegen. Welch ein schwer zu erringender Sieg! Es würde sehr thöricht und ungegründet seyn, wenn man alle

Mittel schlechterdigs verwerfen, behaupten wollte, sie wären ganz überflüssig und schädlich. Man würde dann Einwendungen erhalten, die man nicht widerlegen könnte, man würde dann auf Beyspiele stoßen, die einen das Nöthige und Wohlthätige der Arzneymittel überführend belehrten. Aber das ist auch gar nicht die Meinung. Man will nur das Ueberflüssige, das Unnöthige, das Schädliche beym Gebrauch der Arzneymittel zu verdrängen suchen.

Gelänge mir es doch, alle die beträchtlichen Nachtheile, den unvermeidlichen Schaden, den Präservativmittel anrichten, fühlbar zu schildern! Gelänge mir es doch, glaubend zu machen, wie man so oft durch diese Mittel Urheber von den Krankheiten der Thiere, die sie sonst nicht überfallen würden, wie man durch sie Mörder des edlen wohlthätigen Pferdes, dem man Lebenserhalter seyn will, unvermeidlich wird und werden muß! Gelänge mir es doch, wenn ich meine Mitbürger, meine Cameraden bitten will, die Präservativmittel nicht aus Gewohnheit zu gebrauchen, so lange die Thiere noch Gesundheit, keine Krankheiten haben,

ben,

ben, die wirklich nicht gegenwärtig, nur geträumt sind, so lange man von der Natur keinen Wink, Arzney zu gebrauchen, erhalten hat. Gelänge mir es doch, nicht fruchtlos zu warnen, auch die besten, in vieler Rücksicht zweckmäßigsten Mittel nicht sogleich aufs Gerathewohl, nicht ohne Prüfung, nicht ohne Mistrauen, nicht ohne Rath eines verständigen und erfahrnen Arztes zu gebrauchen!

In gesundem Zustande bedarf ja das Thier keine Hülfe. Warum wollen wir es denn mit Mitteln, mit Arzneyen, die oft seiner Natur, den Zufällen seiner Krankheiten, seiner Constitution, seinem Geschlechte, seinem Alter, seiner Lebensweise und den Jahreszeiten, in welchen es lebt, ganz zuwider sind, quälen, verderben, krank machen?

Im Frühjahr, wo das Blut der Thiere durch die Winterfütterung, durch viele Anstrengung bey schlechtem Wege, durch nachläßige Pflege, durch vergiftete Dunst zu fest verschlossener Ställe ist entgeistet, verdorben worden, wo das Thier neue Kräfte zum Hären, zum Begatten, zum Empfangen, zum Säugen, zu

Drusen-

Drusenkrankheiten, die das Thier am gewöhnlichsten und stärksten in dieser Jahreszeit überfallen, so sehr nothwendig bedarf, schadet der anhaltende Gebrauch dieses Mittels mehr oder weniger.

Im Sommer schadet er, weil die Thiere im Frühjahr das Haar gewechselt, sich begattet, Junge gezeugt, Junge geboren, Junge ernährt, Kräfte verloren haben, weil ihr Blut durch viele Ursachen verarmt, durch die Hitze des Sommers dünn, geistlos gemacht, zu Faulfiebern geneigt worden ist.

Im Herbste und im Winter schadet es den Thieren, weil die Hitze des Sommers das Blut verändert, seine Bestandtheile getrennt, mürbe gemacht, das Thier entkräftet hat, weil sein Blut in dieser Jahreszeit Zusammenhang, Entzündungsstoff, Geist erhalten muß.

Bey Krankheiten den Pferden in Menge, ohne Zusatz, ohne Vermischung, ohne ärzlichen Rath Glaubersalz gegeben, schadet allemal. Besonders gefährlich ist es bey chronischen, bey langwierigen Krankheiten, bey Seuchen. Es bringt in diesen Uebeln das Thier dem Tode

nahe;

nahe; sein unausgesetzter Gebrauch tödtet früh oder spät, doch endlich gewiß.

Unter allen Abführungsmitteln, die man als Präservativ = und Heilmittel bey Pferden noch am ersten und vortheilhaftesten gebrauchen kann, in welcher Rücksicht ich sie auch schon einige male im ersten Hefte dieser Bruchstücke angerathen habe, behält wohl ohne Zweifel die Aloe, in getheilter Dosis gegeben, den Vorzug. Auf diese Art, in getheilter Dosis, hat man die starke oder geringe Wirkung des Mittels in seiner beliebigen Gewalt. Man kann es nach der Natur, nach der Constitution, nach der Reizbarkeit des Thieres vermehret oder vermindert geben. Der Gebrauch ist folgender:

Man nimmt drey Quentchen pulverisirte Aloe hepatica und löset sie in einer Kanne Mehltrank oder Baumöl oder Leinöl auf, und giebt diesen Trank auf die in meinem ersten Hefte der Bruchstücke über Kenntnisse von Pferden beschriebene Art dem Thiere früh vor dem Futter, Abends eine bis zwey Stunden nach dem Futter den nämlichen Trank, und so zwey

bis

bis drey Tage fort. Gewöhnlich laxirt das Thier den dritten Tag. Erfolgte dieß nicht, so giebt man die Tränke den vierten Tag auch. Auf diese Art hat man die Wirkung in seiner Gewalt. Man hört mit dem Gebrauch auf, so bald als das Mittel wirkt. Bey Pferden von wenig Reizbarkeit, von starker Constitution, bey einer großen Anhäufung von Schmand und Schleim und Unrath, fährt man mit dem Gebrauch bis zur erfolgten Wirkung fort.

Alle Laxirmittel, die aus heftig wirkenden Pillen, aus stark reizenden Getränken bestehen, sind ganz gefährliche Mittel, und werden, wie uns die Erfahrung schon so oft lehrte, nicht selten zu tödtendem Gifte für die Thiere. Ich sah selbst zwey der schönsten Kutschpferde in einem Tage von einer zu stark gegebenen Purgänz an der heftigsten Kolik, an Entzündung und Brand des zu sehr gereizten Darmkanals sterben, welchen der Eigenthumer aus Gewohnheit ein Präservativmittel zu geben glaubte. Sollten uns diese und eine Menge ähnlicher Erfahrungen, die man in dieser Art hat und allenthalben vorfinden kann, nicht vorsichtig, nicht mis-

trau-

tranisch gegen alle Laxirmittel und Präservative, wie man sie immer so gern nennt, machen?

Bey einem Thiere, das durch allzuheftige Laxanz angegriffen worden, kenne ich keine Hülfe, als Tränke aus Leinöl oder Baumöl von Zeit zu Zeit gegeben, oder Klystire aus den nämlichen Bestandtheilen.

Dreyzehnte Abhandlung.

Vom Gebrauch der Diät.

Unter die eben angeführten Heilmittel, mit welchen man die Thiere in Krankheiten quält, ihr Uebel verlängert, ärger macht, und das Thier nicht selten tödtet, anstatt zu heilen, gehört auch der übelverstandene Gebrauch der Diät. Der Schaden, welchen man dadurch dem kranken Thiere zufügt, ist eben so groß, als der Nachtheil, welchen die üblen, die zur Unzeit, in großer Menge und zu oft gegebenen Arzneyen anrichten. Er wird die meisten male von eben so schlimmen, traurigen und gefährlichen

chen Folgen begleitet, als das Aderlassen, als die zu häufig gegebenen Purgir- und Schwitzmittel, mit welchen zugleich bey dem größten Theile von Eigenthümern der Pferde die Diät als ein Heilmittel gilt.

Wäre die Diät das, was man im genauen und richtigen Verstande darunter versteht, Lebensordnung, würde sie in diesem Sinne genommen, und in eben der Bedeutung angewendet, gründete sie sich auf die Kunst, die kranken Thiere durch Nahrungsmittel zu heilen, die ihr Instinkt fordert, die ihrem Zustand angemessen, der Krankheit entgegengesetzt wären: so würde, so könnte ich nichts dagegen haben; sie würde, in der Absicht und unter der Bedeutung gebraucht, die Stelle der Arzneyen vertreten, und ein großes, ein kraftvolles, ein heilsames Mittel seyn.

Wo man aber unter dem Worte: Diät, Darben, Futterverbieten, Hungerleiden, versteht, schadet die Diät dem kranken Thiere weit mehr, als ihm die Krankheiten selbst schaden.

Was

Was zu dieser üblen Auslegung des Wortes, Diät, verleitet hat, weiß ich. Es war der Unsinn vieler Schmiede und abgeschmackt genug so genannter Thierärzte, der schon mehr Pferde gemordet, als die Krankheiten, als die Seuchen, die Pesten umbrachten. Warum aber Männer mit hellem Verstande, mit tief und sonst richtig blickenden Augen, mit gesunder Beurtheilung ihre Thiere in Krankheiten fast verhungern lassen, warum sie ihnen statt des Hafers Schrot oder bloßes Gras, statt des Heues Stroh, statt des reinen Wassers Leinkuchensaufen, statt der gewöhnlichen Nahrung fremde, statt der gesunden schlechte, statt der ganzen nur die halbe Nahrung verordnen, ist mir unbekannt.

Die Gründe, die man für das Hungerleiden angiebt, sind selbst gebildete Hypothesen, die weder in der Erfahrung noch in der Natur gegründet sind. Es ist eben so wenig richtig, daß durch die Enthaltsamkeit vom Hafer und vom Heu dem kranken Thiere die Hitze vermindert, als es in der Wahrheit gegründet ist, daß durch diese Enthaltsamkeit das Fieber

gehemmt,

gehemmt, die Heftigkeit der Krankheitszufälle gehoben würde. Versuche haben dieß bis zur unbezweifelten Gewißheit bestätiget.

Die Natur und die Erfahrung, mit richtiger Theorie begleitet, reden immer eine ganz andere Sprache, als die Vorurtheile, die Meinungen der größern Menge. Beyde erstern, Natur und Erfahrung, sagen uns, daß durch den Mangel an Nahrung der kranke Körper leide, daß ihn der Hunger plage, die ungewohnte Nahrung beschwere, daß sie ihm Fieber erwecke, Entzündung errege, die Krankheit verschlimmere, die Zufälle vermehre, daß sie aus einem kleinen Uebel ein großes, ein gefährliches, oft ein tödtliches mache.

Wenn das, was ich hier sage, Wahrheit ist, von der sich jeder vorurtheilslose Forscher überzeugen kann, so ist es gewiß, daß der Grundsatz des Darbens, des Hungerleidens und der schnellen Nahrungsveränderung seine Entstehung dem Unverstande, der Unwissenheit zu verdanken hat, und daß der Rathgeber der Diät, auf diese Art und in dem Sinne verordnet, eben so weit von den richtigen Wissen-

schaften

schaften eines wahren Arztes, als von dem gewöhnlichen Gange der Natur, entfernet ist.

Wer selbst forschte, mit genauer Bemerkung forschte, wer kranke Thiere und ihre Zufälle beobachtete, wird mit mir zugleich gefunden haben, daß bey äußerlichen Verletzungen und Schäden der Thiere die Eiterung um so übler werde, je mehr es dem kranken Thiere an Nahrung gebricht, wie sich die Materie, das Blut, das ganze Geschwür verändert, wenn man dem Thiere Futter reicht, das es nicht liebt, das ihm fremd, seinem Instinkt zuwider ist. Eine Bemerkung, die ich unter der Aufsicht und Zurechtweisung meines unvergeßlichen Lehrers im chursächsischen Thierhospitale mehrere male machte.

Es ist nicht genug, daß das Thier seine Kräfte durch die Empfindung des Schmerzes, durch den Abgang des Eiters, welchen der Schaden vergießet, verliert, es muß sie auch durch den Mangel an Nahrung einbüßen. Wie viel Pferde verlieren daher an kleinen, oft nichts bedeutenden Uebeln, durch Misbrauch, durch Misverstand der Diät, ihr Leben, und wie viele

haben

haben es nicht bloß deswegen verloren, weil sie nicht hinreichend genug zuzusetzen hatten! Nur diejenigen werden gerettet, die durch Zufall den mörderischen Händen des unwissenden Thierarztes entkommen, die als verloren auf eine armselige Weide getrieben und sich selbst überlassen werden, wo sie aber doch immer noch besser daran sind, als wenn der elende Quacksalber seine Mordkunst im Stalle fortgesetzt hätte.

Selten hat man Ursache, sich vor einer Krankheit zu fürchten, so lange die kranken Thiere Lust zum gewöhnlichen Futter behalten, so lange ihr Magen noch verdaut. Frißt das Thier noch? säuft es? legt es sich nieder? muß daher immer die erste Frage, die nächste Untersuchung des Arztes seyn.

Der Hang nach fremder, ungewöhnlicher Nahrung ist zwar schon Beweis, daß sein Dauungsgeschäfte mehr oder weniger geschwächt ist. Allein eben dieser Hang ist Instinkt; er wirkt insgeheim für das Leben der Thiere, und es verräth die Wissenschaft des Arztes, wenn er ihn zu benutzen weiß. Weiß er dieses nicht,

unter-

unterdrückt er die Verrichtungen selbst, die dem Thiere helfen, ist er so weit von der Natur und dem Arzt entfernet, daß er den Instinkt nicht kennt, nicht weiß, daß sich derselbe in jeder Krankheit, in jeder Epoche des Uebels, mit dem Zustande des Körpers, dem Zustande seiner Säfte, mit den Fortschritten der Zeit, mit der Beschaffenheit der Witterung ändert, sieht er die Nahrung, nach welcher sich die kranken Thiere sehnen, als schädlich, als vergiftend an: so ist er unwissender als das Thier, welches er heilen will — und soll — ja! und soll und will sein Arzt seyn. Die Arzneyen, die er ihm aufdringt, die seiner Natur, seinem Instinkt zuwider sind, die das Thier haßt, verabscheut, die der Zunge widrig und dem Magen nicht verdaulich sind, schaden mehr als sie nützen.

In der Thierarzneykunde giebt es überhaupt wenige Mittel, die man im strengsten Sinne als Arzney betrachten könnte. Die mehresten sind Kräuter, Blumen, Wurzeln, die zugleich mehr Nahrung als eigentliche Arzneyen für die Thiere sind.

Betrachten wir die Thiere, wenn sie in der Freyheit sich selbst überlassen sind, so finden wir, daß sich ihr Geschmack, ihre Neigung, ihr Hang zu dieser oder jener Nahrung mit den Jahreszeiten, mit dem Klima, mit dem Alter, mit der Stimmung, mit der Constitution ihrer Leiber abändert. Andere Nahrung liebt das Thier im Frühjahr, andere im Sommer, Herbst und Winter, andere in heißen, andere in kalten Gegenden, andere im frühern, andere im mittlern, andere im hohen Alter. In jedem Zustande ihres Körpers, in jeder Epoche der Krankheiten, bey jedem Zufalle fordert ihr Instinkt andere Nahrung, die ihm Arzney wird.

Ein innrer geheimer Trieb, der tief in den Nerven wohnt, der Trieb, der fühlt, verlangt, der prüft und unterscheidet, zeigt dem Thiere die Nahrungsgattung, die Mittel an, die seinen Körper nähren, ihn heilen.

So saugen die Geschöpfe, ohne zu irren, aus der Quelle des Lebens, so leitet sie ihr Hang ohne Lehrmeister, ohne Führer zu dem, was ihre Kräfte erhält, sie heilt, was ihnen

Nahrung

Nahrung giebt. So saugen die Wurzeln an ihrer Mutter, der Erde, so saugen die Stämme an Wurzeln, so saugen die Aeste, die Zweige, die Blätter, die Blüthen und Früchte am Stamme. So trinken die lebenden Wesen den Saft, der ihnen gedeiht, jedes nach seiner Art, nach seinem Alter und Geschlecht aus der ächten Quelle des Lebens.

Das Gefühl, durch welches die Natur ihre Kinder und Wesen leitet, und jedem die Nahrung zeigt, die es genießen soll, entfernt die Geschöpfe von Dingen, die ihnen schädlich sind. Vermöge dieses Gefühls kennen die Thiere ihre Hülfsmittel, ihr Futter und ihre Weide, die ihnen am ersprießlichsten sind.

Die Thierarzneykunde verliert durch diese Sätze das Wissenschaftliche nicht, wenn man ihr auch gleich das Einkünstelte nimmt. Je natürlicher die Wissenschaften werden, je größer wird die Kunst. Die schwerste von allen Künsten ist, die Natur zu kennen, zu wissen, was sie sagt, was sie fordert, und ihr nachzuahmen.

So lange sich die Thierarzneykunde auf Meinungen, auf geerbte Vorurtheile, auf will-

kührlich gemachte Sätze, auf naturlose Machtsprüche gründet, so lange sie in den Händen unwissender Schmiede, Hirten, Kutscher bleibt, ist sie weder eine Wissenschaft noch Kunst zu nennen.

So lange wir den Thieren statt der Nahrung Arzneyen reichen, so lange wir, anstatt die Ursachen der Krankheit kennen zu lernen, uns nur um Mittel bekümmern sie zu heilen, so lange unwissende Schmiede, Hirten, Kutscher und Leute von ähnlichem Schlage verordnen, curiren wollen, so lange wird die Roßarzneykunde nie eine Wissenschaft seyn, die auf Wahrheit, auf richtige Erfahrung, auf Natur gegründet ist.

Nichts hat die Thierarzneywissenschaft so herabgewürdiget, durch nichts ist sie zu einem mechanischen Handwerk geworden als durch die geschriebenen undgedruckten Recepte. Man sammelt diese mit einer Leidenschaft, einem Eifer, mit welchen man im Felde der thierischen Arzneykunde große Fortschritte machen würde, so bald man sie zur Kenntniß der Natur und der Krankheiten selbst anwende.

Arzneyen

Arzneyen sind Dinge, die man nicht allemal hat, die oft kostbar, oft durch ihren anhaltenden Gebrauch den Werth des Thieres übersteigend und sehr oft ohne Wirkung, vielmal bey unverständigem Gebrauch sogar schädlich sind. Die Natur wählt immer die natürlichsten Mittel. In Kräutern, in Blumen, in Blättern, in Wurzeln, in Rinden der Bäume, in Wasser, in freyer Luft, in der Sonnenwärme oder in kühlen Schatten, in hohen bergigten oder in niedrigen Gegenden, an kalten oder an warmen Orten findet das Thier seine Arzney, die ihm behagt.

Wir verlassen die Natur, sobald wir künsteln, wir gerathen auf Abwege, die uns um so weiter von der Wahrheit entfernen, je mehr wir die Natur verlassen. Wir nehmen zu Mitteln unsere Zuflucht, die dem Thiere fremd, die ihm widrig sind, weil sie die Kunst, nicht die Natur, hervorbrachte.

In der Fieberhitze ist den Thieren frische, freye, gesunde Luft, in der Kälte das Behängen mit Decken gedeihlichere Arzney, als unsere

sere Mittel, die wir erkünsteln und ihnen aufdringen.

Die sorgfältige Beobachtung der Thiere ist die beste ärzliche Lehrmeisterin. Wären wir fleißiger, wären wir sorgsamer darinnen, so würden wir lernen, was die Liebe zum Leben, der Erhaltungstrieb nach der Verschiedenheit der Gebrechen, der Krankheiten, der Schäden bedarf, was der Zustand des Körpers fordert und das Leben zu seiner Erhaltung nöthig hat.

Pferde, welchen während der Krankheit das Futter entzogen worden, überfressen sich leicht, sie überfressen sich oft an einer kleinen Portion. Dieß geschiehet vorzüglich alsdann, wenn der Verdauungstrieb keinen Schaden durch das Krankheitsübel oder durch seine Zufälle erlitten hat.

Pferde hingegen, die in Krankheiten ernähret worden sind, die man vor der Wuth des Hungers schützte, denen man ihr gewöhnliches Futter nicht entzogen hat, erholen sich nach Beendigung der Krankheit bald. Ihr Körper hat weder zu viel Kraft noch zu viel

Säfte verloren, weil er nicht aus sich selbst gezehret hat.

Aus diesem bisher Gesagten folgt, daß es Vorurtheil, wahrer Irrthum sey, wenn man glaubt, daß die Nahrung dem kranken Thiere schade, daß sie ihm Hitze, Fieber errege. Bedarf das kranke Thier keine Nahrung, ist sein Dauungsgeschäfte geschwächt, ekelt dem Instinkte vor Nahrung, die das Maul nicht schmecken, die Nase nicht riechen kann, sind die Nerven verstimmt, der Magen überladen, dann frißt das Thier so nicht. Das Futter ist ihm in diesem Zustande Gift, sein Instinkt hasset es, bis die Krankheit bricht, der Magen zu verdauen anfängt und der Trieb zu dieser oder jener Speise wieder erwacht.

Die wahre Lehre von der Diät lehret die Natur das Thier selbst. Sie schrieb sie in sein Inneres. Sie gab ihm Instinkt, Lebensliebe, Erhaltüngstrieb. Der Arzt muß sie von den Thieren lernen, er muß beobachten, forschen, prüfen, denken.

Die Natur ernährt, erhält, ihre tausend und und abermal tausend unzählbare Kinder und Wesen. Jedes empfängt täglich aus der großen Lebenskammer seinen Unterhalt und seine Nahrung. Sie heilt in der Zerstörung des einen das andere, sie tödtet, um zu beleben, sie vernichtet, um zu schaffen. Wie oft würden wir die uns unheilbar gedachten Krankheiten der Thiere heilen, wenn sie der Freyheit, sich selbst überlassen wären! Unsere Sklaverey nur ist die Mutter vom dritten Theile der Ursachen, die unsere Thiere krank machen. Die wilden Thiere sagen, beweisen uns dieß. Die Freyheit, ihre sich selbst überlassene Neigung, ihr Instinkt sind ihm Arzt und Arzneyen.

Wenn der Arzt diesen Trieb genauer kennete, wenn er ihm nachforschte, wenn er lernte, welche Art von Nahrung die Thiere in den verschiedenen Gebrechen, Mängeln und Krankheiten am meisten liebten, welche ihnen angenehm und welche ihnen zuwider wären, so würde er Medicamente besitzen, die wahre Heilkräfte hätten, würde Kenntnisse eingesammelt

melt haben, die ihn bey seinem Bemühen, Thiere zu heilen, selten, nur äußerst selten täuschten, würde ein ungemein großer Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft seyn. Aber wo ist der, der die Natur ganz erforscht, ganz ausgelernt hätte?

So lange wir die Thiere darben, im eigentlichen Verstande hungern lassen, so lange wir den Instinkt nicht kennen, und die Nahrung nach Gesetzen verordnen, die bloße Einfälle, Vorurtheile, Irrthümer, Unwissenheit bestimmten, die nicht natürlich, sondern so ganz dem Willen der Natur zuwider sind, so lange können wir zu keinen solchen Arzneyen gelangen, die in der That nutzbar sind. Es wird uns an gedeihlichen Arzneyen, so wie an einem geschikten Arzte, fehlen; denn nur der ist ein geschickter Arzt, der die Natur fragt und ihre Sprache versteht.

Inhalt des zweyten Hefts.

Erste Abhandlung.	Vom Spat.	S. 9
Zwote =	Von der Mauke.	13
Dritte =	Von Stollbeulen.	22
Vierte =	Von Gallen.	27
Fünfte =	Von Flußgallen.	28
Sechste =	Von Gelenkgallen.	32
Siebente =	Von Sennengallen.	37
Achte =	Von Steingallen.	39
Neunte =	Von Koppen oder Aufsetzen.	47
Zehnte =	Vom Aderlassen.	60
Eilfte =	Von Hufsalben.	78
Zwölfte =	Vom Glaubersalze.	92
Dreyzehnte =	Vom Gebrauch der Diät.	105

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tennecker, Christian Ehrenfried Seifert von, 1770-1839

Bruchstücke über Kenntnisse von Pferden, welche vorzüglich die Krankheiten dieser Thiere betreffen

Bd.: Zweytes Heft

Freyberg und Annaberg 1794

A.vet. 16-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10252115-0
VD18 90023269